

**Dirk Raulf**  
**heimat.kunden**  
**Lippstadt 2020**

© Dirk Raulf 2020 - alle Rechte vorbehalten

**1.4.**

*"Das letzte Kriegsziel ist die Atemluft." Heiner Müller*

"Eine Grunderfahrung jetzt ist doch, daß die Zeit stillsteht, daß sich nichts bewegt. Oder man weiß jedenfalls nicht, wohin sich etwas bewegen könnte oder sollte. (...) Vielleicht kann man sagen, Atemluft ist gleich Zeit. Und das ist der letzte Kriegsgrund, Zeitgewinn, wer hat mehr Zeit."

(HM im Gespräch mit A. Kluge)

Angriff auf den Atem ist nicht nur Angriff auf den Körper.  
Vielleicht macht das die Situation so beunruhigend.  
Angriff auf Körper, Seele, Zeit.

Zwei Meter Abstand zwischen uns und dem Atem des Anderen.  
Die Luft und der Atem als Kriegsgebiet zwischen uns.  
Der größte Vertrauensbeweis: Atem austauschen.  
Anhauchen. Seufzen.  
Sprechen.

Es gewinnen die Technologien der Distanz.  
Kontakt ohne Körper, ohne Flüssigkeiten, ohne Atem.  
Bildschirm. Telekommunikation.  
Der Atem im Hörer. Sprache im Radio. Schrift auf dem Schirm.  
Was geht mit dem Hauch verloren, wenn Sprechen zum Schreiben wird oder zum Bild (ich sehe einen Sprechenden auf dem Bildschirm)?  
Was verlieren wir mit dem Hauch des Anderen?

*Atmen, du unsichtbares Gedicht!  
Immerfort um das eigne  
Sein rein eingetauschter Weltraum. Gegengewicht,  
in dem ich mich rhythmisch ereigne.*

*Einzig Welle, deren  
allmähliches Meer ich bin;  
sparsamstes du von allen möglichen Meeren, -  
Raumgewinn.*

*Wieviele von diesen Stellen der Raume waren schon  
innen in mir. Manche Winde  
sind wie mein Sohn.*

*Erkennst du mich, Luft, du, voll noch einst meiniger Orte?  
Du, einmal glatte Rinde,  
Rundung und Blatt meiner Worte.*

Aus: Rilke, Die Sonette an Orpheus, Zweiter Teil

## 2.4.

Spirare = lat. atmen.  
Inspiration. Spiritualität.  
Spirituose.  
Transpirieren. Aspirant. Konspiration.  
Atem ist Seele ist Geist ist Rhythmus.

Sanskrit Atman = Seele, Atemseele.  
Griech. atmós = Dampf, Dunst, Hauch  
Atmosphäre, Dunstglocke.  
Gefährdete Dunstschicht.  
Klimakrise in mir. Zwischen mir und dem anderen.

Sein Leben aushauchen.  
Nicht den Hauch einer Chance.  
Der zarteste Hauch birgt Gefahr.  
Unsichtbarkeit des Virus.  
Das Virus als Metapher, Virus im Netz, Virus in Programmen, Virus in uns.  
Der Mensch als ein angegriffenes Programm, eine infizierte Festplatte.  
Ersticken: Den Atem rauben, die Atemseele.

Jeder bleibt mit seinem Atem allein in seiner Wohnhöhle.  
Die Vereinsamung des einzelnen Atems.  
Nur das Vakuum ist ohne Gefahr.

*der stoff  
der träume und alles woraus ein mensch  
sonst noch gemacht war flattert  
in der luft...*  
aus: Inger Christensen, Alphabet

## 3.4.

Atem singt. Atem spielt Instrumente. Atem ist Wind. *Wind instruments.*  
Atem ist Musik.

"Afflatus" wird die Inspiration auch genannt. Ein Angeweht-Werden. Ein Anhauch.  
Das Klingeln der Äolsharfe.  
Der Klang des Gedichts, das Musik und Sprache verbindet.

Atem ist Poesie.

*die landratte sagt: das meer  
ist kompliziert; und der wind. das ist die sogenannte rede-  
qualle, mürbe planke. die welle dagegen schlägt  
ins komplizierte ohr. Fluten. gedicht ist: kennungsdienst;  
das sagst mir du, mein brandungsgehör.*  
Thomas Kling, ein Poet-Performer. Sprache und Musik.

Beckett, Atem.

Ein Stück, das aus wenig mehr als einem Atemzug besteht.  
Keine Figuren, keine Handlung, kein Text.  
Nur Atem, Schrei, Stille.

Atem faucht, gähnt, hechelt, keucht.  
Atem spuckt Kirschkerne.  
Atem rasselt, stöhnt. Liebt.

Den Atem anhalten. Vor Schreck. Unter Wasser. Im Spiel.  
Aus Vorsicht.

Wir gehen aneinander vorüber und halten den Atem an.  
Setzen Masken auf. Atem-Masken. Die Vorschrift, eine Atem-Maske zu tragen.  
Die metaphorische Dimension des Bildes.  
Atemdistanz. Humorlosigkeit. Beobachten, wie Schauspieler mit Masken das Lachen  
oder das Grauen darstellen.  
Sind wir bald soweit?

Die Inuit-Frauen singen sich beim "katajjaq" *face to face* gegenseitig in die Mundhöhle,  
die einen Resonanzraum bildet. Sie benutzen Ein- und Ausatmen. Eine Art spielerisch-  
musikalischer Wettbewerb. Es verliert, wer zuerst lachen muss. Atem lacht. Sie lachen  
ihren Atem in die andere.

#### 4.4.

Der am 1. April verstorbene Rüdiger Nehberg stammte aus Bielefeld. Bekannt wurde er  
als "Abenteurer", mit dem Tretboot über den Atlantik, Überleben ohne Hilfsmittel im  
Urwald, Wüstendurchquerung... 1981 wanderte er drei Wochen lang ohne Geld und  
Proviant durch Deutschland und legte dabei rund 1000 km zurück. "Heimat" hat er sicher  
anders verstanden und gelebt als jemand, der davon ausgeht, dass sein Horizont  
gleichzeitig das Ende der Welt bedeutet.

Eines der Stücke auf meiner ersten LP von 1988 heißt "Yanomami" nach dem indigenen  
Volk im Amazonasgebiet, auf dessen Gefährdung Nehberg aufmerksam machte. Er  
erzählte einmal davon, dass er gemeinsam mit den Yanomami im Urwald jagen durfte und  
sich dabei verirrt. Sie fanden ihn wieder und machten sich über ihn lustig: Er sei so  
dumm, dass er sich im Wald nicht zurechtfinde. Dabei sähe doch kein Baum wie der  
andere aus.

Wir haben den Kontakt zur Natur so sehr verloren, dass wir uns auch in einem kleinen europäischen Waldstück rettungslos verirren würden. Dafür finden wir uns in der Stadt zurecht. Seit jeder mit Navi fährt, geht uns auch dieser Orientierungssinn wieder verloren. Wir werden von der Maschinenstimme orientiert. Und können mit dem Smartphone aus dem Wald herausfinden. Zumindest so lange, bis der Akku leer ist.

Nehberg steht für die unzeitgemäße Fähigkeit, mit Hilfe seiner Sinne, seines Körpers, seiner Intelligenz in der Natur zurechtzukommen. Dafür, Risiken einzugehen ohne Netz (*sic!*) und Absicherung. Dafür, dass man das *lernen* kann. Und dafür, die scheinbar weit entfernten Anliegen anderer – dazu gehört auch sein Engagement gegen weibliche Genitalverstümmelung – zu den eigenen zu machen. In der Heimat Welt.

#### 5.4.

*Wiedergelesen in Zeiten von Corona: Notizen zu "Bartleby!", Hess. Landestheater Marburg 2017.*

Mit *der Arbeit* aufhören. Die größte Erleichterung. Mit der Kunst *als Arbeit* aufhören!

Nicht mehr konsumieren. Nur noch das Notwendigste. Notration.

Träumen vom Ende des Begehrens.

Verweigerung von Produktivität.

Nicht mehr wirken, nicht mehr auf Wirkung bedacht sein müssen. Wirkungslos sein dürfen.

Reizlosigkeit ist das größte Glück.

Inkognito sein wie ein Tier, das seinen Namen nicht weiß.

Tiere haben keine Heimat.

Das Leben als Spiel. (Bataille)

Das Leben als Witz.  
Lacht jemand? Gut.

Jemand, der nicht will, dass es schnell geht (Zug, Gift, Revolver) oder möglichst schmerzlos (Gift, Pulsadern im warmen Wasser, Gas), sondern so langsam und bewusst wie möglich. Vergehen und das Vergehen wahrnehmen, sonst nichts.

Das Aufgerichtet-Sein, das Ausgespannt-Sein zwischen oben und unten: Eine Schere nehmen und die Spannung zerschneiden. Eine Marionette, deren Fäden zerschnitten werden. Nicht mehr *vertikal sein müssen*.

## 6.4.

Das Reich Pandemien wurde auf den Überresten einer Kultur errichtet, die einige Jahrhunderte lang das Geschick der Menschen bestimmt und sich für unverzichtbar gehalten hatte. Damals gab es Ungerechtigkeit, Verbrechen, ja Kriege und Greuelthaten in jenem untergegangenen Land. Aber es gab auch den Kampf für Gleichberechtigung, ja Brüderlichkeit, es gab Utopien, es gab Widerspruchsgeist und Aufbegehren. Es gab Dinge, die wichtiger waren als das Leben; Dinge, für die es sich zu kämpfen lohnte: Würde, Gerechtigkeit, Freiheit. Und es gab Dinge wie Poesie und Musik; Musiker und Dichter wurden geachtet und bewundert für ihre Kunst.

Irgendwann traten die ersten Risse auf im Gebäude dieses Landes. Zwar nahm der Reichtum immer noch zu, und es gab eine lange Zeit ohne Kriege. Die Menschen wähten sich in Sicherheit und vergaßen, dass sie sterblich und ihre Lebenszeit nur eine geborgte waren. Sie wurden hoffärtig und achtlos, sie fraßen sich voll, sie saßen vor bunt beleuchteten Miniatur-Arenen, um sich Spiele anzusehen, die scheinbar ewig dauerten und jederzeit zur Verfügung standen. Sie achteten nur noch auf sich selbst. Doch die winzigen Risse im Fundament ihres Landes wurden größer, die Häuser bröckelten zuerst unmerklich, dann immer stärker, Natur und Wetter zeigten erste Anzeichen einer tiefen Änderung. Doch die Menschen sahen die Zeichen nicht. Sie waren fleißig, pünktlich, ordentlich und gehorsam: Das sollte reichen.

Bis eines Tages die ersten von ihnen an einer rätselhaften Seuche erkrankten und starben. Dann immer mehr. Die Menschen bekamen Angst, und vor allem die Herrschenden bekamen Panik. All das, wofür die Menschen gekämpft hatten – Freiheit, Gerechtigkeit, Widerspruch, schließlich auch Dinge wie Musik und Poesie –, wurde verboten, und die Seuche führte zum Verlust jeglicher Gemeinschaft. Zu zweit oder dritt, meistens aber allein, hockten die Menschen in ihren Wohnzellen, und wenn sie Ausgang hatten, nutzten sie ihn dazu, von ihrem angehäuften Reichtum Nahrung, Kleidung und Unterhalt zu kaufen, um sie in ihren Häusern zu verbrauchen.

Die Menschen leben nun in Pandemien. Sie sind aus freiem Willen Pandemiens geworden, Bürger des einzigen Landes, das sie sich noch vorstellen können. Sie sind fleißig, pünktlich, ordentlich und gehorsam. Jede ihrer Wohnzellen verfügt über mehrere bunte Miniatur-Arenen. Es kommt keine Langeweile auf. Die Menschen sprechen miteinander durch Apparate und schicken sich Bilder voneinander, aber selbst Eltern und Kinder treffen einander nicht mehr. Sie feiern ihre Feste in den Miniatur-Arenen, sie machen ihre Geschäfte mit Hilfe von Apparaten und Maschinen, sie lieben und hassen sich in ihren Zellen, sie bekommen ihre Kinder dort oder in streng bewachten Geburtsanstalten, und wenn sie krank werden, dürfen sie ihre Zellen gar nicht mehr verlassen, oder sie werden von Helfern freundlich, aber mit Nachdruck in besondere Häuser verbracht, in denen sie krank sein und sterben können. Dann werden sie verbrannt und vergessen.

In ferner Zukunft, wenn die Erinnerung nicht mehr lebendig gehalten wird durch Greise, die die alten Zeiten noch erlebt haben – in ferner Zukunft werden die Menschen in Pandemien sich Geschichten erzählen vom alten Land und seinen Bewohnern. Märchen, denen keiner mehr Glauben schenkt, abgesehen von ein paar Kindern vielleicht. Und manchmal wird jemand von einem Gerücht berichten, das von einem fremden Kontinent handelt. Einem Kontinent, wo die Menschen unter freiem Himmel leben, arm, von ihrer

Hände Arbeit, wo sie abends um Feuer sitzen, mit Freunden und mit Fremden Lieder singen, im Regen tanzen, Musikern und Dichtern lauschen bis tief in die Nacht. Aber das ist nur eine der Geschichten, die die Menschen aus ihren bunten Arenen geschenkt bekommen, und schon längst nicht mehr wahr.

#### 7.4.

Obsession „Heimat“: Der Ort, an dem man am tiefsten verletzt wurde. Der einen deshalb nicht loslässt. Eine Art Stockholm-Syndrom: Seine Verletzung lieben. Seine Peiniger lieben. Der Ort, mit dem man noch Rechnungen offen hat. Innerer Ort, äußerer Ort.

„Wer bei mir nicht pariert, wird gebrochen.“ Die Wut und die Weigerung, die darauf folgten, folgten dem Bruch, den man mit diesem Satz unmittelbar erlebte. Bruch im Sinne von Gebrochen-Sein und Mit-jemandem-Brechen. Mit jemandem brechen: immer auch mit sich selbst brechen. Auch: durchbrechen. Gebrochenes Rückgrat. Lebenslange Übungen der Muskulatur. Die irgendwann ermüdet. Dann geht es nicht mehr.

Die Suche nach „Brüchen“ in der Kunst, in der Literatur, nach den „Bruchlinien“: immer ist sie die Suche nach dem Bruch in dir. Die vergebliche Hoffnung auf Heilung.

Arbeiten im Steinbruch der Seele. Das Haus der Familie in der Nähe der Steinbrüche. Die damals noch weit weg schienen. Heute sind sie dem Haus nahgerückt. Ein paar hundert Meter weiter hört der alte Weg auf. Stattdessen ein Zaun und ein Abgrund. Es gibt sie nicht mehr, die alten Wege. Die alten Sichten. Stattdessen klafft in der Erde die staubige Riesenwunde und wird größer mit jedem Tag. Dahinter der Wald, unerreichbar geworden. Die Heimat, der Familienort ein riesiges Loch. Eine Wunde. Ein Trauma. Ein offenes Grab, die Maschinen unermüdliche Totengräber, Tag und Nacht, Tag und Nacht. Steinwürfe entfernt über's Tal das Familiengrab, der kleine Bruder darin, der nicht leben konnte. Steinwürfe über den Wald liegt das Tal des Gemetzels. Anderswo schichtest du Steinhäufen auf. Wegweiser deines inneren Landes.

#### 8.4.

Gestern im Park, allein auf einer Bank, ein Buch lesend. Mein Sohn fährt mit dem Fahrrad herum, wir sind froh über etwas Luft und Licht in Zeiten, in denen man uns offenbar einfach so wegsperren darf. In der Nähe Tischtennisspieler; ein paar junge Leute stehen an einer Bank und unterhalten sich. Nicht etwa in enger Umarmung, sondern mit Fußgruß („Wuhan-Shake“) usw. Plötzlich ein Ruf: *Das Ordnungsamt!* Die Tischtennisspieler verstecken die Schläger hinten im Gürtel, T-Shirt darüber, wie Gangster-Rapper in Filmen ihre Pistolen. Die Leute, die sich unterhalten haben, trennen sich in 2er-Gruppen auf und gehen spazieren. Der Wagen des Ordnungsamts fährt vorüber. Danach alles wie vorher.

Auf einem der bevorzugten Spielplätze meines kleineren Sohnes im Kölner Zentrum gibt es eine Kletterburg aus Holz, mit Türmen, Zinnen, Hängebrücken usw. In den Türmen findet man morgens die Hinterlassenschaften nächtlicher Besucher. Kondome, gebrauchte Spritzen, solche Sachen. Im Sandkasten Scherben und jede Menge Kippen. Jeden Tag. Es obliegt in der Regel den Eltern, das zu kontrollieren und wegzuschaffen.

Gelegentlich wird sicher saubergemacht; ich habe das noch nicht erlebt. Gebrauchtes Drogenbesteck scheint das Ordnungsamt vergleichsweise harmlos zu finden.

In NRW, in Bayern und Baden-Württemberg sind jetzt Drohnen unterwegs. Die Menschen werden über Lautsprecher dazu aufgefordert, sich ordnungsgemäß zu verhalten. Wie in dystopischen Filmen. In Großbritannien werden Wanderer und Gassi-Geher von Polizeidrohnen verfolgt, gefilmt und identifiziert; die Tätigkeiten sind „non relevant“ (nicht unbedingt notwendig). In Paris darf man nur noch nachts joggen. Die bayrische Polizei lobt Bürger, die „eifrig Verstöße gegen Corona-Regeln melden“ (BR). *Der größte Lump im ganzen Land, das ist und bleibt der Denunziant*: Der bekannte Spruch soll von Hoffmann von Fallersleben stammen, dem Dichter unserer Nationalhymne.

Fragt eigentlich noch jemand, was aus dem Recht auf Versammlungsfreiheit geworden ist in unserem freiheitlichen Europa? Wo könnte man eigentlich, wenn man - ob berechtigt oder nicht - anderer Überzeugung wäre, jetzt demonstrieren?

Eine Regierung, die es aufgrund der angeblich allmächtigen Autoindustrie nicht schafft, Tempo 130 auf Autobahnen einzuführen, ist aufgrund der herrschenden Angst-Hysterie binnen weniger Tage in der Lage, das gesamte öffentliche Leben stillzulegen. Der Firnis unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung ist dünner, als wir es je vermutet hätten. So dünn, wie die Grenze zum Überwachungsstaat schmal ist.

Und das alles auf der Grundlage täglich gebetsmühlenartig wiederholter, nein: EINGEBLÄUTER Statistiken, in denen ein Gutteil der relevanten Zahlen verschwiegen wird. Übrigens stehen etwas liberalere Bundesländer wie Bremen oder Hamburg auch in den Statistiken nicht schlechter da als Länder wie Bayern oder NRW, wo man es offenbar doch irgendwie auch geil findet, mal *mit harter Hand* regieren zu dürfen. Was für Zeiten.

#### 9.4.

Welch seltsamer Zufall, dass ausgerechnet während des größten Projektes, das ich mir vorgenommen habe, eine Krise ausbricht, die alles in meinen Lebzeiten stattgefunden Habende locker in den Schatten stellt. Sei es als Krise der Menschheit, der Politik, der Gesellschaft, der Wirtschaft, der Kunst, sei es als Krise jedes Einzelnen, wo er auch steht. Und wie seltsam, dass ich nun gehalten bin, ausgerechnet in einer Situation, die uns alle mit etwas vollkommen Fremdem konfrontiert, mit etwas existentiell Fremdem, zutiefst Verunsicherndem – dass ich in dieser Situation gehalten bin, mich ausgerechnet mit dem Thema „Heimat“ zu beschäftigen. Nach vierzig Jahren und unzähligen Arbeiten in Köln und in der halben Welt nun das zweite große Projekt ausgerechnet für und mit *Lippstadt*. Und dann steht es *unter diesem Stern*.

Da stehe ich nun und kann tatsächlich nicht anders, weil schlicht *alles* Übrige abgesagt wird. Und statt eines großen, aufregenden Projektes in der Öffentlichkeit kann ich froh sein, dass das Vorhaben so gefördert wird, dass ich noch eine Zeitlang die Miete werde zahlen können, für eine gewissen Zeit des Übergangs. Das Risiko des Künstlers ohne Netz, mit dem ich immer etwas kokettiert habe, dessen ich mir aber immer auch bewusst war: ausgerechnet jetzt, hier, heute und in naher Zukunft löst es sich ein. Wenn nicht sogar: in aller Zukunft (jedenfalls der meinigen). Denn die Wahrscheinlichkeit ist hoch, dass es so wie bisher nicht weitergehen wird. Weiterwurschteln ist nicht, es werden

schlicht die Mittel fehlen und der politische Wille. Davon ist auszugehen. Es wird einen beispiellosen Kahlschlag geben müssen, vermutlich werden wir, also die Künstler, einmal mehr umdenken müssen, womöglich die ganze große Illusion von einer Kunst, die auch den Mann, die Frau, ja die Familie ernähren kann, in den Wind schreiben. *Writ in Water*.

So wird uns diese Entwicklung womöglich alles nehmen, was wir uns vorgestellt haben. Die Freiheit hat sie uns zuerst genommen. Das Auskommen wird als nächstes dran sein, gemeinsam mit sämtlichen Illusionen, die noch übrig waren. Danach kommt was an die Reihe? Die Solidarität? Die Zuversicht? (Ha!) Was bleibt aber, außer Erinnerungen und Anekdoten? Wenn nichts mehr geht; wenn wir endgültig dazu verdammt sind, Hobby-Künstler zu sein und als Nachtwache, als Fahrer oder Pförtner unser Brot zu verdienen? Und warum denn auch nicht; andere Generationen haben auch um's nackte Überleben kämpfen müssen...

Was für ein seltsamer Vorgang, täglich Gedanken zu formulieren, sich täglich dort hinzuschreiben, täglich sich widmen einem Aspekt des Themas „Heimat“; im Bewusstsein, dass kaum jemand das lesen wird außer einiger Freunde. Und dass dieses Projekt ausgerechnet möglich gemacht wurde *in Lippstadt*, nach all den Jahren, in der *Heimat*, der oft geschmähten, belächelten, verachteten, ignorierten *Heimat* – nicht deshalb, weil sie ist, wie sie ist, sondern weil sie so mythenräftig daherzukommen hat für viele Leute.

Es wird Karfreitag, und die Christen dürfen nicht einmal die Auferstehung feiern. Was war das für ein innerer Jubel in der Kindheit, Ostern, Tod bezwungen, Frühling, Auf- und Durchatmen, vom Eise befreit; selbst als zweifelnder 17, 18jähriger hat mich diese Euphorie noch durchdrungen, vermutlich auch daher der Weg in die Musik und der Hang zur nicht enden wollenden Hymne, zur Ekstase auch, zur Hingabe, zur wilden Freude.

Es gibt Wichtigeres als *Covid-19*.

#### 10.4.

Deutschland, genauer Westfalen, im April 2020.

Einige Nachbarn, darunter eine Ärztin, verabreden sich zum gemeinsamen Singen im Freien. Mit vorgeschriebenem Mindestabstand zwischen den Sängern, natürlich. Die Polizei kommt und löst die verbotene Versammlung auf. Auf die Frage nach dem Warum: Es ist gegen die Vorschriften. Ob es denn gesünder sei, zu dritt im Polizeiwagen zu sitzen, als im Freien im 2-m-Abstand zu singen? Das sei etwas anderes. Woher die Polizei überhaupt davon wisse? Sie sei von Nachbarn informiert worden. Und zwar nicht wegen Ruhestörung.

Deutschland, im April 2020.

Am selben Tag die Meldung, dass ein Mann auf Sizilien seine Freundin umgebracht hat, weil sie ihn angeblich mit Corona infizierte hatte. Was nicht stimmte. Der Mann soll von der Angst vor Corona regelrecht besessen gewesen sein.

Am selben Tag die Meldung, dass im Verhältnis sieben Mal so viele Afroamerikaner an Covid-19 sterben wie Weiße. Darüber erfährt man nichts im täglichen Statistikausch. Gründe: Enge, wenig hygienische Wohnverhältnisse, schlechtere Bildung, schlechte Jobs, oft mit wenig Abstand zu anderen, keine Krankenversicherung, schlechtere Gesundheitsversorgung, weitaus mehr Vorerkrankungen. Wer arm ist, ist arm dran. Das war schon immer so, und es hat sich in unseren Zeiten daran NICHTS geändert.

Alle helfen sich mehr als sonst, es gibt weniger Streit und Konkurrenz, die Menschen sind freundlicher und nehmen mehr Rücksicht. Wir leben schließlich in einer Art Kriegszustand, wenn man Politiker- und Mediensprech Glauben schenken möchte. Da muss man zusammenstehen.

Es klingt uns Nachkriegskindern (ich bin Jahrgang 1960) noch in den Ohren: Nirgends gab es so viel Brüderlichkeit wie im Schützengraben, nie hat man sich so viel geholfen wie in den schlechten Zeiten.

#### 11.4.

Mit dem Osterfest endet für Christen die 40tägige Fastenzeit, die auf die neutestamentarische Geschichte der Versuchung Jesu zurückgeht. Jesus zieht sich zum Fasten für 40 Tage in die Wüste zurück und widersteht dreimal den Versuchungen des Teufels. Der Begriff „Quarantäne“ geht darauf zurück, aus lat. quadraginta „vierzig“. Ende des 14. Jahrhunderts, also zur Zeit der Pest, wurden ankommenden Schiffe etwa im Hafen von Venedig zur Sicherheit eine Wartezeit von 40 Tagen verordnet.

Ostern ist bekanntlich ursprünglich ein vorchristliches, heidnisches Frühlingsfest, das Wort ist eine Ableitung der germanischen Bezeichnung für die Morgenröte. Wie so oft hat die christliche Kirche es verstanden, wirkmächtige Übermalungen vorzunehmen, und so verbinden sich Osterhase (in Westfalen auch: Osterfuchs), Osterei und Osterfeuer mit der christlichen Überlieferung von Tod und Auferstehung Jesu.

Ein Höhepunkt unseres Osterfestes ist der alljährliche Besuch des Osterfeuers in Oeleroth im Bergischen Land. Spektakulär für die Kinder das Anzünden des wortwörtlich haushohen Holzstapels: Ein Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr kriecht dazu in eine Höhle im Holzhaufen und kommt unter dem Beifall des Publikums erst wieder heraus, wenn oben schon die Flammen aus dem Stapel schlagen. Zum Osterfeuer gibt es Grillwürstchen, Bier und für die Hartgesottenen (*sic!*) Soleier, man steht zusammen und plaudert, das Gesicht wird zu heiß, der Rücken zu kalt, die Kinder toben herum oder kokeln an einer Feuerschale. Der Frühling beginnt.

Meine Rezepte für das morgige Osterfrühstück:

- Kräutereier:

Mehrere hartgekochte Eier längs in Hälften schneiden, Dotter herausnehmen. Eigelb nach Geschmack mit Öl, Balsamico-Essig, Salz, Pfeffer und frischen Kräutern (Schnittlauch, Petersilie, Dill etc.) zu einer Art Paste vermengen. Die Masse zurück in die Eihälften, fertig. Alle Zutaten stehen natürlich auf dem Tisch, jeder macht sich die Kräuter-Eier selbst.

- Kräuterjoghurt:

Ein Kilo Joghurt nach Wahl und Geschmack (bei mir gern 10%iger türkischer oder griechischer Joghurt), frische Kräuter nach Wahl, je nach Geschmack kleingehackte Lauchzwiebeln und etwas Knoblauch (alternativ: Bärlauch), ein Schuss Olivenöl, Salz, Pfeffer und für die Schärfe noch eine Prise Pul Biber.

## 12.4.

Lektüre von „Abfall für alle“ von Rainald Goetz, 1998, einer der ersten Blogs, bevor es die Bezeichnung überhaupt gab. Es ist denn auch immer wieder die Rede davon, wie und wann endlich die entsprechende Seite online gehen kann und welche technischen Schwierigkeiten sich in den Weg stellen.

Man kann wild und kreuz und quer darin herumlesen. Aber auch vorn beginnen und sehen, wie sich das entwickelt, welche Gedanken wiederkehren, welche Notizen für parallele Themen und Vorhaben auftauchen, Hiebe auf Bücher und Aussagen von Kolleg\*innen (pro Ernst Jünger; contra Sibylle Berg; pro Schlingensief; contra Roger Willemssen; pro Bernhard; contra Botho Strauß), permanentes Verfolgen und Sammeln von Zeitungen und Fernsehen (Begeisterung für Harald Schmidts Late-Night-Format, eine vergangene Zeit, das ist heute alles nicht mehr möglich, stattdessen ist aus Schmidt ein müder Spiegel-Online-Rubrikschreiber geworden).

Aber eine große, besessene, fast heilige Ernsthaftigkeit, das Schreiben betreffend. Alles wird gleich behandelt, Großes und Kleines, Hohes und Niedriges, Trash und Kunst usw., es wird nicht einem Kanon entsprochen (meine ewige Tendenz...), sondern radikal subjektiv argumentiert, aus einer Beschränktheit heraus (anders geht's nicht), die, da sie als beschränkt offengelegt wird, *glaubwürdig* ist. So kann dann eine Bemerkung über Hamsun neben einer über Franziska Schenk stehen, und aus den einzelnen Beobachtungen formt sich langsam etwas Ganzes.

Goetz-Zitate:

*Aufmerksamkeit fürs Wetter. Das ist schon DEPRESSION an sich, in Reinform.*

*Die Hohlheit der Leute vom Fernsehen ist wirklich absolut unübertroffen.*

*„Zuletzt triumphieren die Viren.“ Behauptet Durs Grünbein im Zeit-Magazin. Ich glaube, er denkt, es ist ein Gedanke, ein Befund, eine Prognose, ganz was abgeklärt Illusionsloses, der kühle klinische Blick, Diagnose; „Zuletzt triumphieren die Viren.“ Aua. Wirklich die Viren? Nicht wir, nein, die Viren. Ich glaube zwar, daß in Wirklichkeit wir, die wirren, wirrmäßig wirigen Menschen-Wire triumphieren, nicht die Viren. Aber der Dichter läßt sich lieber so bißchen vom Reim verführen, via triumphieren, zu den Viren. (...)*

Vom 26. Februar 1998.

Viren, triumphieren, wir, Wirrnis, Firnis, der Firnis der demokratischen Gesellschaft ist dünn angesichts der Viren, der tatsächliche, der eingebildeten, der Medien-Viren.

Heute wieder gedacht: Es ist gerade unmöglich, zu erkennen, wer wovon profitiert. Alle profitieren von der medialen Aufmerksamkeit, Spahn und Söder und Drost, aber auch Wodarg und Bahner und jeder verschissene rechte Verschwörungstheoretiker.

Andererseits der schöne Satz: Dass man paranoid ist, bedeutet nicht, dass man nicht verfolgt wird.

#### 13.4.

Sloterdijk-Interview zu Corona in der ZEIT, enttäuschend, keine wirkliche Haltung, eher Ich-streu-paar-originelle-Gedanken-über-die-Szenerie, zu gottähnlich, zu souverän, vielleicht einfach zuviel teurer französischer Rotwein, nichts, was einem Vertrauen einflößen könnte. Aber gut der Satz „Es zeigt sich eben, dass der Staat etwas ganz anderes ist, als wir bislang gedacht haben.“ Fürwahr.

Zurück zu Goetz (was für ein schöner Name für einen Schriftsteller. L. m. a. A.).

*„Triumphieren nicht gelernt“, meldet die Überschrift triumphierend.*

*Protestschund gibt es ja genauso und genau so viel wie ZUSTIMMUNGSKITSCH. Bloß der Kitsch nervt irgendwie mehr. Der kreischt greller.*

KITSCH war das Thema meines letzten „Nocturne“-Radio-Salons, eines Formats, das ich 1999/2000 für einige Zeit mehr oder weniger selbständig für WDR 5 entwickeln konnte. Nun, eigentlich nicht selbständig, weil immer mit der Schere im Kopf, für wen es denn sein soll, wer das wie moderieren wird (ein ständiges Desaster!), dass man niemand verstören darf in diesem Flachsender, vor allem in der Redaktion usw. usw.

Jedenfalls KITSCH, schönes Thema, zu Gast in Bielefeld (es handelte sich um eine Live-Veranstaltung mit Publikum, die fürs Radio aufgezeichnet wurde) war u. a. Wiglaf Droste, der sich, weil er ja immer zwanghaft nach allen Seiten austeilte, wie zu erwarten über linken Kitsch ausließ. Aber schön, wie er am Ende ein nicht enden wollendes Cowboylied aus irgendeinem alten Western sang, ganz ohne Begleitung.

Ein Text von Gabriele Goettle sollte die Sendung beschließen. Goettle hatte die Ex-DDR zu Zeiten der Wende bereist und zahlreiche Gespräche geführt mit unterschiedlichsten Leuten. Darunter eines mit der Inhaberin eines neuen Ladens an der deutsch-polnischen Grenze, Getränkemarkt unten, Beate-Uhse-Shop oben, und die Frau erzählte Sachen wie: praktisch, wenn man zuerst Kasten Bier kauft und dann noch in den Pornoladen, und die schwarzen Fickpuppen seien immer sofort ausverkauft usw., alles so im Ost-Ton runter erzählt, super. Wie rede ich mir Abgründe schön, wie werde ich zum Wendegewinnler, *Negerpuppe* mit Schleifchen drum, Heimat ist der Ort, an dem meine Kunden sich wohlfühlen.

Der rundherum hervorragende Text wurde ohne Rücksprache aus der Sendung entfernt, die *verantwortliche* WDR-Redakteurin: Es sei kein Text zum Thema Kitsch. In der Redaktion hatten sie zum Thema Kitsch eher Assoziationen Richtung Courths-Mahler

oder Heimatfilme. Was ihnen privat peinlich war, wurde rausgekickt. Irgendeine Begründung findet sich ja immer. Zensur nach WDR 5-Art. Angst vor der Quote, Angst vor dem Publikum, Angst vor „schwierigen“ Themen, Angst, Angst, Angst. Ich habe dann die Brocken hingeschmissen, weil ich mir selbst vorkam wie die letzte Kulturrotte. Kultur gegen Geld.

Die Moderatorin kam vor der Veranstaltung in Bielefeld zu mir und erzählte begeistert, sie hätte am Wochenende eine Weiterbildung gemacht und hätte eine Idee, wie sie die Veranstaltung eröffnen wollte: Sie würde durch die Reihen gehen und die Zuschauer fragen, was ist für Sie Kitsch.

Brecheimer.

R. Goetz:

*auf jeden Fall eine Kultur  
die anspruchslose Wärme anbietet*

Auch eine Definition von Heimat.  
Auf jeden Fall aber eine Definition von WDR 5.

#### 14.4.

amazon.de schrieb mir:

*Guten Tag,  
wir möchten Sie hiermit darüber informieren, dass wir folgende Angebote gesperrt haben:  
ASIN: B001HRDYQM, SKU: 2CW-8KO-970, Title: "Herbert Achternbusch - 5 Filme (5  
DVDs)"  
Der Verkauf von pornographischen Titeln ist auf [Amazon.de](https://www.amazon.de) nicht gestattet.*

Ich schrieb zurück:

*Guten Tag,  
was für eine irrsinnige Mail in Corona-Zeiten; als ob es um solch einen Blödsinn gerade  
ginge.  
Der betreffende Artikel von Achternbusch ist KUNST, nicht Porno, was für ein  
unglaublicher Schwachsinn. Informieren Sie sich gefälligst besser.*

Nur zur Ergänzung: Die Filme hatte ich längst verkauft. Nicht, weil ich sie nicht schätze, aber ich miste zwischendurch halt immer mal aus. Achternbusch ist nicht nur ein wahrer Heimat-Filmer und -Autor, sondern auch ein echter Querkopf und ein unglaublich vielseitiger Künstler. (Aber garantiert kein Pornograph...)

*Kostprobe. Szene vor dem „Gasthof Waldfrieden“.  
A. (bzw. die von ihm gespielte Figur) geht auf und ab.  
Ein Schutzmann mit Fahrrad.*

Schutzmann:

Sie haben Trauer. Aber wer trauert, bedroht die Welt. Und zwar, indem er nichts tut. Wer nichts tut, bedroht also die Welt. Sie bedrohen mit Ihrem Nichtstun jeden von uns. Mich bedrohen Sie mit Ihrem Nichtstun am allermeisten. Indem Sie keine Steuern zahlen, bedrohen Sie mein Gehalt, also mich, die Polizei und den Staat. Das ist Widerstand gegen die Staatsgewalt. Darauf steht bis zu zehn Jahren. Was gedenken Sie gegen Ihr Nichtstun zu tun?

*A. nimmt dem Schutzmann die Pickelhaube ab, spuckt hinein und setzt sie ihm wieder auf.*

A.:  
Zu saufen, und zwar mit Ihnen.

Schutzmann:  
Damit ist alles geregelt.

#### 15.4.

Das Vogelhäuschen muss aufgrund des Insektensterbens jetzt das ganze Jahr in Betrieb sein. Regelmäßig zu Gast sind Kleiber, Kohl-, Blau- und Tannenmeisen, Rotkehlchen, gelegentlich ein Dompfaff oder auch ein Eichelhäher. Über dem Haus sieht man Milane (Gabelweißen) und Rüttelfalken, auf den Weiden Silberreiher, am Fluss Eisvögel, in den Hecken nisten Spatzen, in den Häusern Stare, Schwalben und Rotschwänzchen. Ein Reichtum, der zugrunde geht. Ausgerechnet während der Ostertage taucht erstmals ein kleiner Schwarm Stieglitze auf.

In der christlichen Ikonographie steht der Stieglitz oder Distelfink aufgrund seiner Vorliebe für Dornengewächse und seines roten Schädels für den Leidensweg Christi, er taucht auf Marienbildnissen und Passionsbildern auf. Im Mittelalter wurden Stielitze als Talisman zum Schutz vor der Pest und anderen Krankheiten ins Zimmer gehängt. Zeit, sich einen Stieglitz in die Bude zu hängen.

Wozu man in diesen Tagen ausführlich kommt, neben Online-Sein und Schlafen, ist Lesen und Hören. Gestern abend ein Blues-Hörmarathon mit Oona, der mit Robert Johnson und Muddy Waters begann, zur Alan Lomax Sammlung von „Prisoner Songs“ wechselte, dann Mingus „Blues and Roots“, Archie Shepp & Horace Parlan „Goin’ Home“, Einstürzende Neubauten „Paradiesseits“ (ein Blues!), Jimi Hendrix „Electric Ladyland“ mit der gesamten 15minütigen „Voodoo Chile“-Fassung, das große Album „A Sun That Never Sets“ der Sludge Metal-Band Neurosis, und zum Abschluss „Blackstar“ von Bowie, *what an evening*.

Heute morgen lese ich als erstes, dass Trump Schecks für Bedürftige zurückhält, weil jeder einzelne noch mit seinem Namen bedruckt werden soll, damit die Menschen auch wissen, wer so gut zu ihnen gewesen ist. Es gibt doch so viele Waffennarren in den USA: Warum erbarmt sich keiner? Weil gerade die ihn alle wählen, die Irren.

Margarete Stokowski stellt auf Spiegel Online fest, dass Deutschland 50 Flüchtlingskinder von den griechischen Inseln rettet, aber 80.000 rumänische Sklaven für die Spargelernte einfliegen lässt. Dichtgedrängt sieht man sie auf Fotos vor dem Abtransport, dicht an

dicht sitzen sie in den Sardinenbüchsen von Fliegern, dicht an dicht dürfen sie auf unseren Feldern schuften, abends werden sie hoffentlich gut abgeschottet, damit die deutschen Spargelfresser sich nicht infizieren, und nach getaner Arbeit erhalten sie ihren Hungerlohn, und der Mohr kann wieder geh'n. (Schon klar, ich weiß, wer der Mohr ist und woher das Sprichwort stammt...) Moderne Sklavenhaltung für unsere Nationalstange. Aber wer verzichtet schon gern auf seinen Spargel mit Riesling? Ich nicht. Ist doch nur ein Kilo. Sollen doch die Anderen fasten.

Der Stieglitz lebt in kleinen Schwärmen, auch vermischt mit anderen Vögeln, solange die *Individualdistanz* nicht unterschritten wird. Er ist nach wie vor ein beliebter Volierenvogel. „Jedoch sollte die Zusammenbringung mit dem Gimpel unbedingt vermieden werden.“ (Wikipedia) In diesen Tagen ist hierzulande ein neues Vogelvirus entdeckt worden, dem vor allem Blaumeisen zum Opfer fallen. *Apocalypse now*.

#### 16.4.

Maskenpflicht oder nicht.

Die Absurdität der Diskussion.

Bis vor kurzem Vermummungsverbot, nun Maskenpflicht.

Bis vor kurzem Anzeige wegen Vermummung, nun bald Anzeige ohne Maske?

Gilt eine Burka, also Vollverschleierung eigentlich in diesem Sinne schon als Maske, oder muss noch so ein Mundnasending darüber?

(Neuerdings schenkt man sich Mundschütze mit Lieblingsmuster.)

Die Maske im Karneval diene der Verhöhnung der Obrigkeit. Während der Saturnalien tauschten Herren und Sklaven die Rollen, für die Zeit der S. durfte alles gesagt werden.

Die Maske als ritueller Gegenstand. Afrikanische Masken.

Die Maske als Bankräuber-Accessoire. In "The Anderson Tapes" mit Sean Connery und dem ganz jungen Christopher Walken. In "Das Schweigen der Lämmer". Der Maskierte aus dem Keller in "Pulp Fiction". Die Masken der Spartaner in "300". "Die Maske". Fantomas, Zorro, ES, Das Phantom der Oper, V wie Vendetta.

Eyes Wide Shut (Schnitzler): Die Maske als Symbol sexueller Befreiung und Ausschweifung. SM Masken, Fetisch Sex, Playboy Bunny.

Maskierte Bands: Kiss, Residents, Slipknot. Überhaupt diverse Metal-Bands. Ghost, Lordi.

Der Gitarrist Buckethead.

Daft Punk. Devo. Peter Gabriel in den Anfängen von Genesis.

Grobschnitt in Lippstadt, vielleicht 1977, Schützenhalle, Rockpommel's Land.

Der venezianische Masken-Karneval war seit Napoleon bedeutungslos, erst Fellinis "Casanova" machte wieder darauf aufmerksam, danach wurde er zur Touristenattraktion.

Das Maskenspiel im antiken Theater. Die Bremer Inszenierung von "Plutos" von Steckel, mit Halbmasken. Live-Musik von mir, kann man [HIER](#) sehen und hören. Der Verlust der

Maske im modernen Theater. Maske als Ausdruck einer höheren Intensität und höheren Authentizität. Schamlosigkeit des nackten Gesichts.

Superhelden, kaum einer kommt ohne Maske aus. Batman, Captain Marvel, Deadpool, Green Lantern, Flash, Arrow, Rorschach, *you name them*.

Die Unbekannte in der Seine. Eine Totenmaske als Mode. Rilke im Malte Laurids Brigge: „Der Mouleur, an dem ich jeden Tag vorüberkomme, hat zwei Masken neben seiner Tür ausgehängt. Das Gesicht der jungen Ertränkten, das man in der Morgue abnahm, weil es schön war, weil es lächelte, weil es so täuschend lächelte, als wüßte es.“ Ein kurzer Film von Peter Greenaway, *Death in the Seine* (findet man auf youtube), untersucht die (möglicherweise fiktive?) Geschichte von rund 300 Toten, die zwischen 1795 und 1801 aus der Seine geborgen wurden, alle starben eines gewaltsamen Todes.

Der Tod in den Totentänzen. Auf der Website der [Europäischen Totentanz-Vereinigung](#) findet man so gut wie alle Totentänze in europäischen Kirchen, auf Friedhöfen usw.

Bergmans Totentanz aus "Das Siebente Siegel".  
Und nun unser Maskenball, weltweit.  
*Coronation Day*.

#### 17.4.

*Hiding all away.*

Was haben wir Verstecken gespielt. Erst nur kukuk - da!, später bis zehn zählen, aber dann die Jahre, in denen richtige Verstecke ausfindig gemacht, ausgebaut und geheim gehalten wurden, vor feindlichen Banden, vor eifersüchtigen anderen Kindern, vor imaginierten Angreifern, Banditen, Gespenstern und vor den Eltern sowieso.

Aber jetzt ist Schluss mit Versteckspielen. Weil das Virus ist immer schon da: kein Versteck außer dem Vakuum, also Tod.

Das Seltsame, dass Gesichtsmasken auch Verstecke sind, Verstecktheiten, Verstocktheiten auch.

Schockstarre, auch so ein Wort, dass man jetzt immer liest. „Entweder fliehen oder kämpfen oder Schockstarre“ als die drei Alternativen, die angeblich aus früheren, vorzivilisatorischen Zeiten stammen. Totstellreflex. Was ist mit Verstecken? Was ist mit Denken? Was ist mit Sprechen? Was ist mit Suizid? Alles offenbar keine Alternativen.

Die Faszination des selbst gefundenen oder auch gebauten Unterschlupfs. Höhle, Nest, Zelt, Iglu, alles Vorformen des Hauses, klein und niedrig und verborgen. Ent-borgen durch das Virus, ist das ein Anteil der unglaublichen Angst, die die Menschheit durchlebt? Dass man im Grunde selbst sein Feind ist? Den Feind deshalb außerhalb suchen muss?

Wir bestehen, wie Bazon Brock dieser Tage im Interview sagt, zu einem größeren Teil aus Fremdheit als aus uns selbst. Also aus Viren und dergleichen. Da wir den „Feind“ in uns tragen, austragen, müssen wir ihn übertragen auf einen fremden Träger. Den wir als

Überträger ausmachen, wir übertragen dem Überträger die Last der Verantwortung, überantworten sie ihm, damit wir Antworten erhalten auf unsere Warum-Frage.

So ist der Körper die Heimat, in der der Fremde immer schon lebt und zu Hause ist. Ich immer schon als Fremder in mir. Ivan Illichs (what a name: Ill-Ich) Bericht darüber, wie er mit seinem Krebs *spricht*, ihn integriert. Ihn nicht als Krankheit, als Fremdes ansieht, sondern ihn akzeptiert als Teil von sich. Den Krebs nicht bekämpft, sondern kennenlernt, seine Folgen, die Schmerzen lindert durch maßvollen Opiumkonsum, ansonsten nichts unternimmt. Die Logik der Chemo nicht übernimmt, die bedeutet, sich selbst zu vergiften, um einen bestimmten feindlichen Teil auszumerzen hoffentlich, und der Rest überlebt. Hoffentlich. Überlebt beschädigt, aber überlebt. Eine Art innerer Kriegslogik, der wir mangels Alternative ausgeliefert sind. Wäre mit all dem Geld für Forschung und Entwicklung von Behandlungen auch ein grundsätzlich anderer Ansatz denkbar? Eine andere Logik? Könnte man das zumindest mal *denken*? Wäre es *vorstellbar*? Bei jedem alternativen Ansatz wird sofort aufgeschrien, wieviele Opfer er fordern wird, aber die ungezählten Opfer der klassischen Behandlung (Chemo, Bestrahlung...)?

Ist die Vorstellung, des Virus Herr (*sic!*) zu werden, den Angriff des Virus zuerst abzuschwächen, um ihn irgendwann zu besiegen – ist diese Vorstellung ebenfalls der Logik des Krieges verpflichtet? Könnte man das anders denken? Anders als in der Logik von Opferzahlen? Nach dieser Logik müsste der Straßenverkehr längst verboten worden sein, aber hier ist eine Art Religion im Spiel, die den massenhaften Tod verklärt und rechtfertigt. Wie im Krieg. *With God on Our Side*. Was, neben dem Straßenverkehr, nehmen wir noch in Kauf? Suizid als zweithäufigste Todesursache bei Teenagern? Volkskrankheit Depression? Und aus welchem Grund? Weil wir uns distanzieren können: wir – die, stark – schwach, relevant – überflüssig, funktional – dysfunktional, Herr – Sklave. Aber das Virus macht keine Unterschiede. Deshalb müssen wir alle ran, im Dienste der Starken, Relevanten, solidarisch im Dienste der Herren, die uns Unterstützung, Veränderungen und eine bessere Welt in Aussicht stellen, uns dämlichen Schafen, die wir alles glauben wollen, und die danach weiter ihren Herrschaftsgelüsten nachgehen und ihrem obszönen Reichtum frönen können auf Kosten derer, die nun solidarisch sind. (Ein Aufschrei, weil jemand aus der Linken gewagt hat, vorzuschlagen, die Reichen sollten sich aus ihren Vermögen an den Kosten beteiligen. Ungerecht!)

Glaubt irgendjemand, dass Krankenschwestern, Alternpfleger, Kinderbetreuer\*innen, Putzfrauen, Paketboten oder Supermarktkassierer\*innen anschließend besser alimentiert und gesellschaftlich höher geachtet werden? *Bullshit*.

*You searched for me all among  
The knowledgeable air  
I was hidden babe  
I was hiding all away*

#### 18.4.

Nochmal Heimat-Dichter Achternbusch, aus "Wanderkrebs", Filmbuch von 1984.

Weinende Frau: Wann fliegen wir jetzt endlich ins Jenseits weiter?

Waldler: Wir müssen Schutzgeister sein. Wir dürfen unsere Heimat noch nicht verlassen.

Weinende Frau: Heimat. Ich habe in dieser "Heimat" nur geweint. So wie du ein Leben lang nur gezittert hast. In dieser Heimat hat es nichts als Heimat gegeben! Was sollen wir noch hier? Fliegen wir weg!

Waldler: Stimmt. Nicht einmal eine Arbeit hat diese Heimat für mich gehabt, so mußte ich weg.

Weinende Frau: Und in deiner Abwesenheit ist der Wald verreckt.

Waldler: Wenigstens als Geist möchte ich meine Heimat noch ein wenig beschützen, wenn ich es zu Lebzeiten nicht konnte.

Weinende Frau: Es gibt nur noch Dreck. Laß uns diese kotige Weltkugel verlassen!

\*

Und mehr aus Goetz, Abfall für alle.

*Idylle als Hölle.*

*Die ganze alternative Außenweltangst. Außen: alles Gift. Verstehe ich nicht. Der Witz ist, daß ich tausendmal mehr Angst vor mir selber habe, als vor allem Außen, das mir je geschehen könnte.*

*Was bedeutet es für einen Künstler, aus bürgerlichen Verhältnissen zu kommen? Ein Landei zu sein? Ein Polizistensohn oder Postbeamtenkind aus Pasing? In einer Apothekerfamilie aufzuwachsen, bei Soldatens, Kind in der Familie eines Bundeswehr-Offiziers zu sein? Lauter konkrete Beispiele, die man dazu vor Augen hat, und immer wieder muß man sagen: es ist scheißegal. (...) Daß also die biographische Vorgabe natürlich wahnsinnig viel vorgibt, eben die ganz spezielle Art des Problems, das einer hat. Aber doch NICHT, ob die Lösung gelingt.*

\*

Lösung!

#### **19.4.**

Als wir 1967 kurz nach dem Tod meiner Mutter in das Haus an der nördlichen Umflut zogen, bekam ich ein Zimmer mit kleinem Vorraum samt Waschbecken und WC, eine Art kleine Extrawohnung, 15 Stufen hoch rechts. Jahrelang habe ich die Stufen zwanghaft gezählt, dachte schon, das werde ich nie los. Das Fenster des Zimmers ging auf Garten und Fluss. Tag und Nacht das Geräusch rasch fließenden Wassers. Über Nacht wurden die Rolläden heruntergelassen. An sonnigen Morgen an den Wochenenden, wenn ich länger liegenbleiben konnte, spielte über dem Bett an der Zimmerdecke die Bewegung des Wassers mit der Sonnenspiegelung. Blendende, tanzende Punktreihen, die wie Reihen von Irrlichtern durch die nicht ganz geschlossenen Rolläden fielen. Vor dem Fenster wuchs irgendwann eine wilder Birkenschoßling, setzte sich gegen andere Büsche und Bäume durch, wurde der größte Baum im Garten. Eines Tages war er weg, er hatte offenbar die niedrige Betonmauer gefährdet, die den Garten zum Nachbarn hin begrenzte. Zwei Häuser weiter gab es eine Art Wohnheim für jugendliche Spätaussiedlerinnen, wir hatten wenig Kontakt, ein paarmal hat man etwas versucht mit den Mädchen, das klappte nicht, sie sprachen nicht und rochen fremd. Die Umflut mit den Forellen, die ich hinterm

Garten fangen konnte, die Pappelreihe zum damals noch existierenden Freibad, der Jahnplatz, nach "Turnvater" Jahn, noch ohne die Udener Straße, die seit Jahren hindurchschneidet. Dahinter die inzwischen renaturierte Lippe, an der entlang die Sonntagsspaziergänge absolviert wurden, mit Sonntagskleidung, Hutziehen und dem ganzen Trara. Auch eine Pferdeweide, mein besonderer Freund ein fast blinder alter Apfelschimmel. Im Winter waren die Wiesen zugefroren, ein paarmal versuchte ich es mit Schlittschuhlaufen, ein schmerzhaftes Desaster. Zugewucherte Teiche mit Molchen, Fröschen und Fischen. Kiebitze, Lerchen. Noch keine wieder angelegten Lippeauen, noch keine Störche, Ur-Rinder, schmucken Fahrradwege, Sandbuchten und Beobachtungsposten für Vogelliebhaber. Ein paar Kilometer weiter in dieselbe Richtung starb 1976 Jürgen Bartsch an den Folgen der von ihm gewünschten Operation, dazu ein andermal mehr. Am Weinberg, wo jetzt der Nördliche Schützenbund mit Schießplatz residiert, lag der Verkehrsübungsplatz für Kinder. Im Sportlerheim am Jahnplatz sonntags Briefmarkentausch, auf den Sportplätzen die verhassten Bundesjugendspiele (ich glaube, es gibt sie immer noch), Schlagballweitwurf und andere körperliche „Ertüchtigungen“, bei denen ich hoffnungslos versagte, eine jährlich wiederkehrende Demütigung. Ein paar Jahre lang gescheiterte Versuche, als Fußballtorwart zu reüssieren, das Beste waren die Bücher, die ich darüber las, in etwa so wie heute Masanneks Fußballkerle. Ich habe sogar Radenkovics Buch „Bin i Radi“ gelesen oder Veröffentlichungen wie „Die besten deutschen Torhüter aller Zeiten“, Trautmann, Turek, Tilkowski, das ging nur bis Sepp Maier natürlich, der stand schließlich gerade im Tor der deutschen Mannschaft und machte im Fernsehen lustige bayrische Witze. Wolfgang Kleff war mir lieber, schon allein wegen der Ähnlichkeit zu Otto Waalkes, und ich war MG-Fan, Weisweiler, Büchsenwurf-Boninsegna, Netzerwimmerheyneckesvogts, die Fohlen im Spielrausch, mein einziger Besuch in einem Bundesliga-Stadion ein Dortmunder 3:3 gegen Gladbach 1977, ich stand in der Südkurve, das eine Mal hat gereicht. Die Fußballbücher wurden irgendwann langweilig, aber ich war ein so fanatischer Leser, dass ich alles daransetzte, das Licht nicht löschen zu müssen, ich konnte Karl May oder die Heldensagen von Schwab einfach nicht aus der Hand legen. Ein Geistesblitz machte es möglich, ich stellte mir den Wecker nachts um drei, las ein paar Stunden, schlief nochmal ein bis zum Wecken um sieben.

#### 20.4.

Es herrscht die Auffassung vor, die Maßnahmen, die heute das öffentliche und private Leben mehr und mehr in unzumutbarer Weise einschränken, seien nicht zu diskutieren. Wegen des Risikos für die Gesundheit aller und vor allem <i>der Schwachen</i> seien sie unverzichtbar und <i>alternativlos.</i> Die Führungsnomenklatura, die seit Jahrzehnten nur die rüdeste Form von Kapitalismus auf Kosten aller Randgruppen, Außenseiter und Unwilligen kennt, entdeckt plötzlich <i>die Schwachen.</i> Und es wird proklamiert, wie optimistisch man sein darf, dass nach dieser Krise die Verhältnisse sich zugunsten einer solidarischeren Gesellschaft ändern werden. Was für ein Witz. Zynisch oder völlig naiv. Die Konsequenz zur Zeit sind jedenfalls rigide Verbote mit entsprechenden Bußgeldern, Denunziantentum, das ganze Programm. Und nebenbei wird die Kunst- und Kulturszene, zu der ich mich zähle, auf beispiellose Weise geschädigt. Genug Gründe, nachzufragen, was das für Prioritäten sind, aufgrund derer solche Maßnahmen verhängt und durchgezogen werden (können).

Wir leben in einem alkoholisierten Land. Es besteht kein Zweifel daran, dass Alkohol unglaublich viele Menschen umbringt, die Gesundheit beeinträchtigt, das öffentliche und

private Leben beschädigt usw. Im folgenden ein paar Fakten, zu finden bei der Drogenbeauftragten der Bundesregierung 2019. Das ist nicht etwa eine zwielfichtige Dame, die die Regierung mit Drogen versorgt, sondern die zuständige Stelle für die offizielle Drogenpolitik.

Der Pro-Kopf-Verbrauch in Deutschland beträgt rund 130 Liter im Jahr. Über 96% der Erwachsenen trinken Alkohol. 1,6 Millionen trinken missbräuchlich, d. h. nehmen Schaden daran. 1,8 Millionen sind abhängig. (Die Zahlen habe ich gerundet.) Und dann: „Schätzungen für Deutschland belaufen sich auf etwa 74.000 Todesfälle.“ Jährlich. Durch Alkohol, oder in Kombi mit Nikotin. 74.000. Jedes Jahr. „Die direkten und indirekten Kosten alkoholbedingter Krankheiten werden pro Jahr auf 40 Milliarden Euro geschätzt.“ Das ist in zwölf Jahren eine halbe Billion, mal eben so. 2016 wurden über 13.000 Alkoholunfälle mit fast 17.000 Verletzten und 225 Toten gezählt. 250.000 Tatverdächtige haben unter Alkoholeinfluss gehandelt, und 40.000 Gewalttaten wurden unter Alkoholeinfluss verübt. Und: Alkoholische Getränke sind im Vergleich zur sonstigen Lebenshaltung in den letzten 40 Jahren 30% billiger geworden.

Angesichts dieser permanenten, gigantischen Gefährdung der <i>Volks Gesundheit</i> werden drakonische Maßnahmen jedoch nicht automatisch für notwendig gehalten. Die Gefährdungslage scheint erst dann einzutreten, wenn der Anlass neu und fremd, ja exotisch ist und nicht zu unserem Verständnis von Leitkultur gehört. Dass die schöne Heimat komplett alkoholisiert ist mit den entsprechenden Folgen, scheint hingegen allgemein akzeptabel. Das gehört zu unserem Selbstverständnis, zur "Identität". Leute, die nicht gelegentlich ordentlich zechen, sind tendenziell suspekt. <i>Lustfeindlich!</i>

Die Langzeit-Epidemie namens Alkoholismus, an die man gewöhnt ist – wir alle trinken ja gern mal ein Gläschen –, hat NULL Konsequenzen. Im Gegenteil: Alkohol wird immer billiger, und es wird in aller Öffentlichkeit dafür geworben, dass die Schwarte nur so kracht. Trotz des katastrophalen Schadens und der Zahlen, die eine andere Sprache sprechen, verlässt man sich darauf, dass die Menschen mit ihrem Leben und dem der anderen verantwortlich umzugehen verstehen. Kontrollverlust durch Alkohol wird nicht systemisch betrachtet, sondern immer als Einzelfall, als Ausnahme. Es herrscht beileibe kein Anti-Alkohol-Maßnahmen-Terror.

Ich bin weder Kostverächter, noch trete ich für eine neue Prohibitionsära ein. Ich trinke gern eine Flasche Wein, einen Single Malt oder einen Gin Tonic. Ich habe es nicht mit rechten Verschwörungstheoretikern, und erst recht will ich nicht, dass Leute sich Knarren kaufen und empört aufeinander oder auf überforderte Politiker losgehen (wie von Trump befürwortet).

Aber es wäre doch aufschlussreich, derartige Zusammenhänge in der öffentlichen Diskussion ernsthaft zuzulassen, um die Verhältnismäßigkeit, mit der gerade unser coronisiertes Land geschurigelt wird, zu hinterfragen. Zumindest auf lange Sicht. Denn erste Stimmen, noch vergleichsweise verhalten, schwören uns schon auf viele Monate ein. Wenn nicht auf Jahre.

## 21.4.

Gestern war Paul Celans (sprich Tsélan) 50. Todestag. Er nahm sich „vermutlich“, wie es heißt, am 20. April das Leben. Das „vermutlich“ lässt sich vermutlich streichen. Der 20. April war der Geburtstag des „Anstreichers“, wie Hitler bei Brecht oft genannt wird. Kaum anzunehmen, dass das Datum Celan nicht präsent war.

Mir begegnete Celans „Todesfuge“ im Deutschunterricht. Welch ein Glücksfall, dass uns diese Begegnung in all ihrer Unverständlichkeit ermöglicht wurde! Ganz ähnlich, wie es von den Autoren der Gruppe 47 berichtet wird, die sich bei Celans erster und einziger Gast-Lesung 1952 über seinen hohen Ton und seine Art zu deklamieren mokierten („liest wie Goebbels“), ja sich nicht entblödeten, „schwarze Milch der Frühe“ nachzuäffen – ganz ähnlich ging es uns verständnislosen Schülern; aber etwas aus diesem Gedicht und anderen hörte nicht auf zu bohren und zu nagen in mir. Noch dazu hatten wir einen Deutschlehrer, der nicht müde wurde, uns auf die Großartigkeit dieser Texte aufmerksam zu machen.

Als ich nach Köln kam, lernte ich im Germanistik-Seminar einen 5 Jahre älteren Kommilitonen kennen, der mich beeindruckte; er kannte gleichermaßen seinen Adorno wie seinen Antonioni, hatte unzählige Frauengeschichten, fuhr nachts Taxi und tagsüber einen schwarzen Buckelvolvo, hörte The Police und hatte auf ziemlich alles eine schnelle, geistreiche Antwort. Wir wohnten ein Jahr zusammen, das passte überhaupt nicht. Aber er hatte die Doppel-LP, auf der man Celan seine eigenen Gedichte lesen hörte.

Celans Performance machte mich sprachlos, es war eine äußerste Fremdheit darin, eine Gültigkeit auch und eine äußerste Empfindlichkeit des Erlebens, der Trauer und des Dichtens, er selbst bezeichnete sich als "wirklichkeitswund". Kein Wunder, dass die Nachkriegsautoren damit nichts anfangen konnten. Die Gedichte las er weder wie Zeitungslektüre, noch herrschte etwas wie der furchtbare „lyrische Ton“, der an die Stelle präzisen Denkens tritt, wenn etwa auf WDR 5 das „Gedicht des Tages“ hauchend rezitiert wird. Der Ort von Celans Vortrag ist nur halb die Sprache, das Denken; die andere Hälfte ist reine Musik. Was liegt denn auch näher, als dem Autor zu vertrauen, der seine Arbeiten liest?

Zu ungefähr derselben Zeit geriet ich in Thomas Valentins nachgelassener Bibliothek an Hugo Friedrichs „Struktur der modernen Lyrik“, und mir wurden Zusammenhänge und Lesarten etwas klarer. Die Distanz zum Kontinent Celan blieb und bleibt. Eine Distanz, die immer wieder neues Lesen und Denken provozierte und eine nahe Distanz wurde, die Distanz zu einem Sehnsuchtsort. Kaum ein Dichter hat so Wesentliches zum Themenkreis Heimat/Fremde hinterlassen wie er. Seine Rezitationen findet man heute auf Youtube.

Celan wurde vor 50 Jahren ein „Toter aus der Seine“.  
Mein viriler Freund nahm sich 2005 das Leben, mit 50 Jahren.

*Stehen, im Schatten  
des Wundenmals in der Luft.*

*Für-niemand-und-nichts-Stehn.*

*Unerkannt,  
für dich  
allein.*

*Mit allem, was darin Raum hat,  
auch ohne  
Sprache.*

## 22.4.

Heute nur ein Hinweis auf Blogs, die bei der Vorbereitung der *heimat.kunden* eine Rolle spielten oder während des Projekts wichtig wurden.

Hans-Jürgen Syberberg schreibt seit Jahren über sein letztes großes Projekt. Dieses Mal kein Film, sondern der Wiederaufbau seines Familiengutes in Nossendorf/Mecklenburg-Vorpommern. Über die Mühe, die es kostet, mit Respekt vor alter Bausubstanz und Natur ein solches Projekt durchzuführen. Leider furchtbar schlecht programmiert, aber ich sehe mir das trotzdem immer gern an.

Syberbergs Blog

Wolfgang Herrndorfs Tagebuch-Projekt "Arbeit und Struktur", begonnen nach seiner Krebsdiagnose und während seiner letzten dreieinhalb Lebensjahre geführt. "Arbeit und Struktur" gibt es auch als Buch.

wolfgang-herrndorf.de

Christoph Schlingensiefels Blog, ebenfalls geführt in der Zeit vor seinem Krebstod 2010.

Rainald Goetz, wohl der erste literarische Blogger hierzulande, schreibt ganz offenbar leider nicht mehr online. "Abfall für alle", sein Blog von 1998, ist als Buch ein Ereignis und wurde schon mehrfach hier zitiert.

Gerade entdeckt: Der "Covid19 Roman" mit dem Titel *So ist die Welt geworden* von Marlene Streeruwitz. Seit Ende März online zu lesen auf ihrer Website, die unter dem Menüpunkt "Timeline" auch eine Art Blog enthält. (Über die Streeruwitz kotzt der Goetz einmal ziemlich ab. Sehr amüsant.)

Und schließlich, auch bereits erwähnt, die Seite von Elfriede Jelinek, nicht eigentlich ein Blog, aber ein unglaublicher Textstrom.

*to be continued*

## 23.4.

Gerade im Rainald Goetz Tagebuch (Abfall für alle) über den 23. April 1998 gelesen. Irgendwie tröstlich, dass es dasselbe Datum ist, das macht es konkreter. Er kommt gerade von einem Tokyo-Trip zurück, Einladung des Goethe-Instituts zu einer Veranstaltung mit Techno-DJs, die er toll findet.

Die deutsche Goethe-Kulturwelt. Eine ambivalente Erfahrung. Einerseits die Chance zu haben, als "Kulturbotschafter" unsere Musik an Orten zu präsentieren, an die wir sonst niemals gelangt wären. Andererseits das Gefühl, nicht da hinzugehören und bei einer Art

Kulturkolonialismus mitzutun. Zum Glück trafen wir oft auf unglaublich neugierige, herzliche, selbstbewusste Kolleg\*innen, mit denen wir zumindest einen kurzen Austausch hatten. Große Bereicherung. Durch fremde Energie. *Von Afrika lernen*, wie ein Kollege treffend bemerkte. Die Hoffnung, dass vielleicht unsere Anwesenheit auch etwas sein könnte wie Bereicherung, unter Gleichen.

Zweimal haben wir zu Beginn der Tour das komplette Programm auswendig gelernt, um uns nicht zu blamieren. Einmal mit der KSM, nach dem Konzert in Khartum im Sudan, glaube ich. Uns überfiel es plötzlich, wie blöd es war, mit fünf Notenständern in Afrika aufzukreuzen, wo es in der Musik um den Körper geht, um Ekstase, um Tanz, um Sex. Und wir mit unseren Blasinstrumenten und Notenständern.

Ein paar Jahre später, in Mittelamerika, andere Band (TOME XX), ähnliche Erfahrung. Beim ersten Konzert in Guadalajara, vor ein paar hundert unglaublich schönen Menschen, merken wir wieder, wir müssen den verkopften Zettelkram loswerden. Vor allem für uns. In Mexiko Stadt lernen wir den ganzen Tag unser Zeug auswendig. Zusammen. Spielend.

Beide Male die Erfahrung, dass die Finger, dass die Körper das alles schon vorher auswendig gekonnt hatten. Nur der Kopf war noch nicht bereit gewesen loszulassen.

In Nairobi waren wir zum Abendessen privat eingeladen bei der Direktorin des Instituts, irgendein bekanntes deutsches Adelsgeschlecht. Wir waren immer scharf darauf, das jeweilige Essen und die Getränke vor Ort auszuprobieren, das vermittelte eine Spur Realität zwischen Flug, Hotel, Goethe-Institut, Konzert, Presse. Bei ihr daheim gab es das volle deutsche Programm, 1 a weißes Geschirr, Suppenterrine und Sauciere und Pipapo, lauter Schwarze wuselten um einen herum und boten Nachschlag von Braten, gekochten Kartoffeln oder Rosenkohl an. Das müsse man so machen, sagten sie einem überall in Afrika, man müsse Diener und Gärtner und Hausmädchen halten, das wären die bestbezahlten und gefragtesten Jobs für die Einheimischen, die schmissen einem sonst die Fensterscheiben ein. Der Koch auch ein Kenianer, es hieß, er hätte ein paar Jahre gebraucht, und anfangs hätte sie ihm viel zeigen müssen, aber jetzt hätte er's drauf.

Am Tag darauf in der „Halle des Volkes“ spielten wir auswendig vor 800 begeisterten Kenianern. Immerhin. Es gab auch Gastgeber, speziell, wenn Botschaften die Sache ausrichteten, da kamen nur die Belegschaften der italienischen, französischen und amerikanischen Botschaften zum Konzert. Am besten war es immer, wenn wir gemeinsame Proben und Konzerte mit Musiker\*innen vor Ort hatten. Das A-cappella-Quartett in Madagaskar, das einen ganzen Tag unterwegs gewesen war zu unserem kurzen Stelldichein. Der Mbira-Starmusiker in Zimbabwe, der schon mit Paul Simon, oder der Schlagzeuger in Äquatorialguinea, der sowohl mit Fela Kuti als auch mit Hermann Brood gespielt hatte. Der Workshop in La Paz, zu dem statt der erwarteten zehn achtzig Kollegen kamen, darunter einige mit Gürteltier-Charangos.

Da wir aus Köln kamen, wurden wir nach CAN gefragt, und wenn wir sagten, dass wir Liebezeit oder Czukai kannten, wurde uns unglaubliche Bewunderung zuteil. Wir stellten fest, wie wach das alles wahrgenommen wurde und wie vernagelt wir oft in die Gegenrichtung waren. Und wir merkten, wo wir herkamen, wie viel Teutonisches wir an uns hatten mit unserem Ordnungssinn und unserer Pünktlichkeit. Wie überflüssig das zuweilen war. Wir wurden im besten Fall etwas bescheidener, was unseren kleinen Beitrag in der Welt anging, und respektvoller vor der oft weitaus schwierigeren Arbeit der anderen.

**24.4.**

Wohnungsaufösungen. Hinterlassenschaften. Sammlungen. Gewohnheiten. Souvenirs und Talismane.

Bücher. Geschirr. Bettzeug. Klamotten.

Die unzähligen Geschichten deiner Dinge.

Nachts wachen sie auf und erzählen sie sich gegenseitig.

Wie die Gegenstände in Tom Robbins' "Salomes siebter Schleier", die nach Jerusalem wollen. Eine Socke, ein Stock, eine Dose Bohnen. Sie landen unterwegs in einem Gulli und sehen die Performance eines unentdeckten Künstlers, der sich einmal am Tag auf dem Times Square (glaube ich) innerhalb einer Stunde einmal um sich selbst dreht. Sie sind begeistert. Sonst merkt es keiner.

Das geheime Leben der Dinge.

Wir denken, dass sie bei uns sind, uns dienen.

Aber wir dienen ihnen, und sie überleben uns.

Wir gewöhnen uns an sie. Entwickeln an ihnen unsere Gewohnheiten.

Die Dinge verändern unsere Körper. In den Siebzigern hatte ich am Mittelfinger eine Schwielen vom Schreiben. In den Achtzigern eine am Daumen, vom Üben. Nun haben ich Schwielen an den Ellbogen vom Sitzen und Schreiben am Laptop.

Was wird aus den Bibliotheken, die sich angesammelt haben über Jahrzehnte? Die mehrfach gelesenen Lieblingsbücher.

Die quälenden, mehrfach begonnenen, nie zu Ende gelesenen ewigen

Herausforderungen. Als ob man es ihnen schuldet. Die vielbändigen Lexika und

Wörterbücher, die in die dunklen Ecken wandern, weil man zu pietätvoll ist, sie ins

Altpapier zu geben. Die vergilbten Jugendbücher. Die ungeliebten Geschenke. Die nie zu

bewältigenden Werkausgaben. Die Kochbücher. Am Ende eine Bibliothek, die einem

vorkommt wie ein organisches System, ein Lebewesen fast, in dem sich die Bücher

gegenseitig kennen von so vielen Umzügen und so vielen Ordnungssystemen. Lesen sie

sich ihre Geschichten heimlich gegenseitig vor? Während wir schlafen?

Die Gegenstände besitzen uns, sie richten unser Heim ein, sie definieren unsere

Bewegungen, unsere Möglichkeiten, sie machen uns geschickt oder plump, schnell oder

bedächtig, aufmerksam oder oberflächlich. Sie führen uns.

Das Messer, dessen Klinge vom vielen Schleifen ganz dünn geworden ist. Das Geschirr, dessen Goldrand sich im Lauf der Jahre in der Spülmaschine verlor. Die vielen Behälter, in denen du deine Reste aufbewahrst, in die du die Nahrung aus den Packungen umfüllst.

Die Materialien: Metall, Glas, Kunststoff, Porzellan. Die Unzahl an Dosen und Flaschen, die durch deine Hände gegangen ist.

Die kleinen, unauffälligen Hilfsmittel. Gummibänder, Verschlüsse, Magneten, Glühbirnen, Nadeln, Klebstoff.

Die Verletzungen, die sie dir alle beigebracht haben, an den Händen vor allem.

Jetzt, in der Krise, in der wir daheim sein müssen, werden sie zu unserer einzigen Gesellschaft. Sie müssen sich bewähren. Sie entscheiden darüber, wie unser Tag ist. Sie begleiten uns, wachen über uns, bieten sich uns an und dominieren uns.

Heimat aus Dingen.

#### 25.4.

*Loesmann auf der Heide.* Eine gastronomische Institution ein paar Kilometer westlich von Lippstadt. Loesmann gibt es seit Ende des 18. Jahrhunderts. Gab es schon zur Zeit Goethes oder Hölderlins, noch vor der frz. Revolution.

Der Alte mit seinem rätselhaft verknautschten Kopf war ein Bekannter meines Vaters. Regelmäßiges Ziel von Wochenendausflügen: Wir saßen in dem Fachwerkhaus, halbe Treppe hoch, zwischen alten Möbeln unter uralten Eichenbalken mit eingekerbten Inschriften. „Chronogrammen“, die die Jahreszahl 1783 ergeben, wie ich heute weiß. Die Männer schwadronierten über Lokalpolitik, wir aßen Pommes. Bei gutem Wetter spielten wir draußen unter den Linden. Die alte Standuhr stellte für mich als Kind das Märchen von den 7 Geißlein dar. Sie stammt von 1784 und steht noch in der Schankstube.

Der jetzige Inhaber, den ich als Kind schon kannte, hat das Ganze modernisiert, hält aber der Tradition die Treue. Neben den Einheimischen kommen nun immer mehr Touristen. Die renaturierten Lippe-Auen mit Störchen, halbwilden Pferden und Rindern sind nur einen Steinwurf entfernt. Kanutouren über die Lippe sind beliebt, in der Nähe des Gasthofs wird angelegt, die Einkehr bei Loesmann mit westfälischer Küche bildet den Abschluss der Paddeltour.

Loesmann a. d. H. ist ein typisches Stück Westfalen, nicht durch und durch kommerzialisiert, als Familienbetrieb noch immer von einer gewissen Authentizität und von historischem Interesse. Loesmann erfüllt im Grunde alle Voraussetzungen, um als protoypisches Beispiel lebendiger Heimatpflege gelten zu können.

Warum sind mir diese Orte und Geschichten trotz allen Wohlwollens und trotz des vertrauten „Geruchs“ fremd geworden? Warum kann ich sie nicht mit *Heimat* verbinden? Warum sind sie mir in gewisser Weise „verdächtig“?

Pavese beschreibt in „Junger Mond“ die Rückkehr eines Mannes in sein Herkunftstal im Piemont. Der Mann musste sich als Junge gegen Kost und Unterkunft auf fremden Höfen verdingen, er hat es irgendwann geschafft, die Enge der *Langhe* zu verlassen, war in Amerika und sonstwo und kommt nach Jahrzehnten als gebildeter und weltgewandter Mann zurück. Er trifft auf einen Jugendfreund, der dageblieben ist und für ihn zwei Seiten repräsentiert: die geistige Enge der Talbewohner und die Großherzigkeit der Gastfreundschaft, die Toleranz zwischen alten Freunden und das provinzielle Lebensgefühl des Daheimgebliebenen.

Ein Gefühl von Tautologie. Davon, dass die Idylle erkaufte werden muss durch den Ausschluss anderer Realitäten. Die Schönheit der Umgebung, die ungebrochene Tradition und Unversehrtheit des Ortes, das Heimatgefühl, das hier durch alle Ritzen dringt, die

*Verwurzelung*, um einen oft gebrauchten Terminus zu zitieren – sie tragen bei aller Authentizität einen Kern in sich von Ignoranz und Gewalt, von aggressiver Gemütlichkeit, die auf Kosten anderer Dimensionen von Realität gehen müssen.

Es ist schlecht erklärbar. Ich konnte diese Situationen nur fliehen, so weit weg wie nur möglich. Ich konnte es nicht mehr ertragen. Die Art von bräsigem Provinzialismus, der sich selbst genug ist, von alkoholgetränktem Brutalhonor, die Weigerung, das Fremde auch nur wahrzunehmen als Inspiration (Anhauch) und als Quelle. Die Wasser, die man hier kennen will, sind die der Lippe, des westfälischen Nieselregens, der nun auch immer seltener fällt (trotz allem ist man Teil der Welt), von Bier und Korn und Viehpisse. Die Gemütlichkeit, auf die man sich beruft, ist ein dünner Firnis, darunter die Bereitschaft, zuzuschlagen oder mit der Heugabel loszuziehen, wenn es jemand wagt, die Selbstverständlichkeiten in Frage zu stellen, die die Grundlage dieses Lebensmodells bilden. Das Nicht-in-Frage-Stellen *ist* gewissermaßen schon das Lebensmodell, ist der Urschlamm, aus dem sich das alles nährt. Das geht so lange gut, wie man unter sich sein kann. Es geht sofort schief, wenn man spürt, dass es jemand mit dem Zweifel ernst meint. Ganz schlimm wird es, wenn jemand darauf pocht, einen anderen Begriff von *Heimat* oder Zusammenleben oder In-der-Welt-Sein zu vertreten, der das Althergebrachte in Frage stellt. Oder besser: Nicht das Althergebrachte, sondern das, was man in unausgesprochenem Konsens darunter versteht. Denn es ist nicht wirklich das Alte, die Tradition, die weiter gelebt wird. Es ist das, was man durch Gewohnheit und Anpassung für sich herausfiltert, es ist das, was man selbst als Tradition und *Heimat* immer wieder definiert. Wer sich auf Tradition und Brauchtum beruft, liefert implizit seine eigene Definition mit, die als gesetzt zu gelten hat. Bei dieser Definition sind die Ausschlusskriterien zu finden. Hier schlummern Intoleranz, Hass und Gewalt. Hier wird konservativ zu reaktionär, gemütlich zu gefährlich.

Zurück zu Loesmann auf der Heide.

All das hat mit Loesmann nichts zu tun.

Loesmann und ähnliche Orte machen mich lediglich melancholisch und lassen mich fragen, warum ich nie dazu gehören kann und werde.

Die Ortlosigkeit als der eigene Ort.

Ich konnte es mir nicht aussuchen.

Das Katapult, das mich hinausschleuderte, war zu gewaltig, ich kehre nicht mehr zurück, es sei denn als Besucher, als Fremder, als jemand, der zuschaut und sich wundert und fragt und feststellt, wie fern einem das sein kann und gleichzeitig wie vertraut.

Als wäre es gestern gewesen, die Standuhr, die Inschriften, die Linden.

Oder anderswo.

Oder nie.

## 26.4.

Ich geriet auf Youtube heute zufällig in eine kanadische TV-Serie mit dem Titel „Spectacle“. Elvis Costello präsentiert Kollegen im Gespräch. Das läuft etwas anders als mit Journalisten oder Talk-Show-Gastgebern, die nicht wissen, wovon sie sprechen, und in der Regel nur die ewiggleichen alten Klischees reiten. Costello und seine Gäste wie Lou Reed, Bono, The Police, Springsteen reiten auch Klischees, aber andere. Und sie machen zusammen Musik.

Im Interview mit The Police fragte er die drei Musiker nach einem besonderen Moment in der Bandgeschichte. Das gab mir zu denken, und hier ist der Moment, an den ich bei der Frage spontan denken musste.

An einem Wochenende im Juli 1993 nahmen wir mit der Band TOME XX die dritte Platte auf. Wir hatten samstags lange gearbeitet, ich war erschöpft, nachts klingelte das Telefon, ich hatte den Anrufbeantworter auf leise gestellt und ignorierte das Klingeln. Sonntags morgens früh ein zweites, drittes Mal das Telefon, ich hörte die Nachrichten ab, meine Mutter sinngemäß: *Deinem Vater geht es nicht gut. – Dein Vater ist verlegt worden. – Bitte ruf an, es steht nicht gut.* (1993 hatte niemand ein Handy.) Ich wusste von nichts, rief in den Lippstädter Krankenhäusern an und fand heraus, dass mein Vater nachts einer Krise wegen nach Bielefeld verlegt worden war. Fand heraus, wo er war, erreichte den Arzt. Der gab den Hörer an meine Mutter weiter, die mir sagte, dass mein Vater vor einer Stunde gestorben war.

Das war gegen neun Uhr, um zehn sollten die Aufnahmen weitergehen. Das Studio war gebucht, die Kollegen hatten sich die Termine freigenommen, die Platte war wichtig. Was also tun. Ich musste auf jeden Fall ins Studio, Bescheid sagen (wie gesagt: noch kein Handy). Alle waren völlig konsterniert. Ich stand unter Schock. Ich hatte zwar wenig Kontakt zu meinem Vater gehabt, es war schwierig gewesen zwischen uns, jahrelang Familienkrieg, bis ich nach Köln gehen konnte, dann größtmögliche Entfernung. Dennoch... Wir entschieden, noch eine Stunde oder so aufzunehmen, danach würde ich fahren. Die drei Kollegen würden alles Übrige ohne mich vorbereiten, ich konnte irgendwann später meine Spuren separat aufnehmen. Das würde nicht einfach werden, aber es ging.

Die Aufnahmen, die folgten, waren der Moment, den ich heute spontan assoziierte. Wir spielten nur die beiden Stücke an diesem Vormittag *first take* ein, also ohne zusätzlichen Versuch. Eines davon war „Sometimes It Snows In April“ von Prince, der einzige Titel, der nicht von uns selbst geschrieben war. Ich brach beim Spielen buchstäblich in Tränen aus; ich kann es der Aufnahme anhören, das Tenorsaxophon klingt etwas labil. Ich fuhr nachmittags nach Lippstadt zur Familie, meinen Vater sah ich ein, zwei Tage später zum letzten Mal aufgebahrt in der Halle des Lippstädter Friedhofs. Sein Grab liegt unter zwei Eichen, passend zu seinem Selbstbild. Die Platte bekam den Titel „Third Degree“, auf Vorschlag der Kollegen trägt sie eine Widmung.

*Sometimes it snows in april.* 2016 hielt ich mich im April für die Theaterproduktion "König Ubu" in St. Gallen auf. An dem Tag, an dem völlig überraschend Prince starb, schneite es tatsächlich dicke Flocken.

#### **27.4.**

*Süß, wenn auf hohem Meer die Stürme die Weiten erregen,  
ist es, des anderen mächtige Not vom Lande zu schauen,  
nicht weil wohlige Wonne das ist, daß ein anderer sich abquält,  
sondern zu merken, wie süß es ist, welcher Leiden du ledig.*  
Lukrez, De rerum natura (1. Jhdt. v. Chr.)

Jean Ziegler und Milo Rau sprechen [hier](#) über das "Abschottungsregime" Europas. Wie unglaublich gräßlich die Situation in den Flüchtlingslagern an den Grenzen Europas ist. Europa als Synonym für brutale Ignoranz gegenüber den Schwächeren. Die „Schande Europas“, wie Ziegler es bezeichnet. In Griechenland werden die Flüchtlinge eingepfercht und sich selbst überlassen; in Süditalien werden sie als Arbeitssklaven auf Großplantagen gehalten. Den Profit teilen sich Großkonzerne und Mafia.

Wir bleiben daheim, weil wir müssen. Empört, und geborgen. "Romantisierung der Luxus-Quarantäne" (Rau). Diejenigen, die seit Jahren in unwürdigsten Verhältnissen leben müssen, sollen zusehen, wie sie klarkommen. Wir haben *endlich* unsere eigenen Probleme. Mauern hoch, Schießbefehl, 40 Milliarden jährlich für Frontex. Schon der Name der Organisation. Klingt nach klinischem Eingreifen oder einem Medikament, einer Monatsbinde, einem Wegwerftaschentuch. Klingt nach Sauberkeit, Korrektheit und Ordnung, nach Desinfektionsmittel oder nach Zahnpasta. Nach einfach zu lösenden Problemen.

Zu Beginn des „Decamerone“ von Bocaccio entscheiden die reichen Damen, sich auf's Land zu begeben, weil die Pest den Aufenthalt in Florenz unerträglich macht. Wir aber brauchen nicht mehr auf's Land zu fliehen. Wir sind ja schon da. Auf der Insel Europa oder, wie Sloterdijk es einmal gefasst hat, auf einem Floß, umbrandet von einem Meer von Gewalt. Wir können es – im Vergleich – immer noch genießen, das Leben in unseren unfreiwilligen Ferien. Wir joggen oder gehen spazieren, damit wir in Bewegung bleiben. Abends klatschen wir nicht nur den "systemrelevanten" Werkträgern, sondern uns selbst. Dafür, davongekommen zu sein. Sterben müssen immer die anderen. Klatsch, klatsch.

Der globale Süden ist immer noch der globale Süden, und ob im Kongo oder in Brasilien (Themen von Milo Rau) ein Fahrrad umfällt, will heißen: welche unhaltbare Situation dort herrscht, interessiert Europa nicht. Wir haben vom Kolonialismus einige Jahrhunderte lang profitiert, und wir tun es noch. Es gab weltweit noch nie so viele Sklaven wie heute. Der Fragebogen unter [slaveryfootprint.org](http://slaveryfootprint.org) vermittelt eine vage Vorstellung davon.

Nur radikales Umdenken und radikale Umverteilung können dafür sorgen, mehr Gerechtigkeit zu schaffen, und nur Gerechtigkeit wird es unnötig machen zu fliehen. Erst, wenn jeder zu Hause – oder an dem Ort, an dem er es will! – ein Auskommen unter menschlichen Bedingungen finden kann, kann die Welt für alle „Heimat“ werden. Vorher verbietet sich das Wort geradezu, weil es eine Situation verniedlicht und perpetuiert, in der Europa auf Kosten der anderen in Saus und Braus lebt.

*Ich sehe dies System, und äußerlich  
Ist's lang bekannt, nur nicht im  
Zusammenhang! Da sitzen welche, Wenige, oben  
Und Viele unten, und die oben schreien  
Hinunter: kommt herauf, damit wir alle  
Oben sind, aber genau hinsehend siehst du was  
Verdecktes zwischen denen oben und denen unten  
Was wie ein Weg aussieht, doch ist's kein Weg  
Sondern ein Brett, uns jetzt siehst du's ganz deutlich  
's ist ein Schaukelbrett, dieses ganze System  
Ist eine Schaukel mit zwei Enden, die voneinander  
Abhängen, und die oben  
Sitzen oben nur, weil jene unten sitzen*

*Und nur solange jene unten sitzen, und  
Säßen nicht mehr oben, wenn jene heraufkämen  
Ihren Platz verlassend, so dass  
Sie wollen müssen, diese säßen unten  
In Ewigkeit und kämen nicht herauf.  
Auch müssen´s unten mehr als oben sein  
Sonst hält die Schaukel nicht. ´s ist nämlich eine Schaukel.*

aus Brecht, Die heilige Johanna der Schlachthöfe

(Eine meiner nachhaltigsten Theater-Erfahrungen: als Musiker bei Steckels Johanna-Inszenierung in Bochum 1994, in Wien 1997, in Bremen 2008.)

#### 28.4.

mindestmaß

petri  
petri  
na wie läufsts  
nix los nich ma ein biss  
wird schon der tach is noch jung  
willzen bier frisch gekühlt anne schnur im teich  
mann hab ich dat vermisst  
zweites wohnzimmer sag ich immer und auch nich viel größer  
schön übersichtlich gut gepflecht privatparkplatz  
klapptor mit gummizuch datte hunde nich reinkönnen  
„nur für mitglieder unbefugte betreten verboten“  
steg klappstuhl flasche bier frikadellen inne tupperbox semf kattoffelsalat  
fertig is dat paradies watt willze mehr  
vattertach die idioten mit bollerwagen  
bin ich lieba hier hab meine ruhe inne natur  
handy aus damit die olle nich anruft  
schild am eingang titten drauf wir dürfen nicht hinein  
dat fehlt uns noch  
sach ich auch immer nur für mit glieder haha  
prost  
prost  
hat sich was bewegt nee war nur der wind am stanniol  
grundangel gehste auf aal nee karpfen  
geh weg karpfen kannste mich mit jagen krieg ich nich n hals runter  
stimmt aber zieht wien weltmeister  
jau schon schön wemma was fängt  
aba nich die hauptzache  
jaujau  
18er haken würmken dran 25er schnur damit kriegste alles raus  
oder bissken blinkern rundrum bleibste in bewegung  
bloß kein vorfach dat erkennt der fisch  
kürzlich hatte der manni geburtstag

eigens am abend vorher maßige forellen eingesetzt  
pa tage ausgehungert damitse gut beißen  
war der jupp den abend da wusste nix davon  
der fang seines lebens  
das gesicht vom manni hättste sehn solln nächsten tach  
bei jupp wurde geräuchert stun den lang der hat die truhe voll  
sach dem manni ja nix davon der bringt den um  
wieso wennde doch nix weißt  
kann einem aber schon komisch vorkomm  
sonst fängt der ja nie was der jupp  
mannmannmann heute ist aber auch gar nix gebacken anne fischfront  
prost  
prost  
komm karten raus und achzehnzwanzich  
nee lass ma  
einfach so inne sonne sitzen am wasser is doch auch schön  
da drüben der hat einen  
was machter denn schmeißtn wieder rein  
he watt machse denn haste n problem  
kein mindestmaß  
quatsch nich knie dich drauf dann hat der mindestmaß  
egal hol ich ihn beim nächsten mal raus  
mann watn luxus den fisch wieder reinschmeißen  
juckt doch keinen kommt doch keiner zur kontrolle  
letzte woche war ich nachtangeln mondschein kein mensch da  
abnz nach feierabend gekommen bier ab ins wasser stulle dabei  
dat nenn ich erholung  
ibiza türkei kannste mich mit jagen  
jau iss auch billiger  
und sauberer  
urlaub ist eh stress immer programm mit der ollen  
kommste nach haus brauchste direkt wieder urlaub  
prost  
prost  
wüsste nicht was ich ohne dat hier machen sollte  
ich glaub da knabbert einer  
hättste wohl gern dass da ma einer knabbert  
knabbert auch sonst nich mehr viel wa haha  
jetzt hatter drüben schon wieder einen  
geh mal rüber und frag nachm köder  
käse made wurm oder was  
lebendfisch das waren noch zeiten  
kleine plötze haken oben durch drillinge anne seitenlinie  
fische kenn keinen schmerz weiß jeder  
aber was willze machn scheiß naturschützer  
keine ahnung von ackabau un viehzucht  
keine haare am sack aba im puff drängeln  
und wat sachta  
maßige forelle  
mann und hier nix un wieda nix und der köder  
fetter tauwurm

nee mach ich nich mehr so gerne  
 die finger stinken immer so vonne kaputten würmer  
 hatte mal ne wurmzucht son kasten im garten  
 immer mit kaffeersatz gefüttert  
 kannze geschäft mit machen mitte würmer  
 au weia ich glaub ich muss mal ran da zuckt es  
 jau sieh zu dassn rauskriegst  
 laber jetz nich muss mich konzentriern  
 isn hänger so wie sich die rute biecht  
 nee fetter brocken echt wahr klar föhl ich doch dat gezappel  
 jetzt ma ruhe da kommt er siehste den rücken  
 kannst ma den kescher  
 ich krich gleichn herzkasper wat fürn teil  
 pass auf dass er nich noch abhaut letzten moment  
 kriegstn raus ja klar  
 da isser watt fürn kawenzmann  
 jetz paar auf die rübe und abstechn  
 mann wat fürn gefühl  
 reife leistung wie schwer isser schätze gut fünf pfund halber meter  
 mir zittern die flossen haha guter witz  
 wusst ich doch dattat mein tach is  
 da weißte doch wofürde hier sitzt  
 gibt nix besseres  
 dat kostet aber ne runde  
 ehrensache  
 aber erst dat fotto kannze mal helfen aber gerne doch hier kommt dat vögelken  
 guck ma wie geil fisch im arm wien baby  
 jau  
 jetzt aber den korn raus jau darauf einen düscharde  
 prösterken  
 prost und petri heil  
 petri dank

#### 29.4.

*Ob einzig umgeben von der öden Vielfalt der Natur oder von den wunderlichen Eingeweidern seiner Wohnung, erträgt der Mensch am allerschwersten sich selbst. Läßt Sturm und Regen nach, glätten sich die Wellen da draußen, gingen Gespräche und Küsse und Schreie fort mit denen, die sie trugen und ertrugen, dann kehrt das äußere Wesen des Menschheitsmitglieds in sein inneres ein, wo großer Reichtum ruhen soll, einbruchssicher, wie ein Vermögen auf der Bank, das sich laufend verzinst und von dem man zehren kann, wann immer man dazu gewillt ist. Öffnet sich nach Weilen des Alleinseins die selten benutzte Tür ins eigentliche Eigene einen Spalt weit, peitscht plötzlich Panik das Blut des Seelensafebesitzers, sieht er sich leer und scheinbar ausgeraubt auf rätselhafte Art. Kein Fingerabdruck meldet, wie ihm geschah. Nichts läßt ihn ahnen: Das, was ihn füllte, ist nicht Privatbesitz. Was der Gattung eigen ist, gehörte ihm. Getrennt von seinesgleichen, verliert sein Eigentum das Eigentümliche. Unfertig in seinem Menschentum, aus seiner Tierheit noch nicht erlöst, kann er in der Einsamkeit sich selber nicht mehr entfliehen, und*

*dort trifft ihn dann auch wie ein Schuß die Erkenntnis, daß sich nicht mehr in seinem Vorrat findet als das bißchen er.*

Günter Kunert, Schrecken der Einsamkeit

Vor einem Jahr, am 2. April 2019, titelte BILD:

"Deutschlands Rentner erzählen: Einsamkeit ist schlimmer als Armut!"

Heute zu Besuch bei einer mehr als 80jährigen Freundin, die seit ein paar Monaten im Altenheim wohnt. Natürlich nicht "zu Besuch" im eigentlichen Sinn. Sie ist hermetisch abgeschirmt, man kommt nicht einmal ins Foyer. Ich darf in der Eingangsschleuse zwischen zwei automatischen Türen etwas für sie abgeben, das war's. Sie tritt auf eine Terrasse im zweiten Stock, wir müssen uns mit Straßenlärm im Hintergrund schreiend verständigen. Sie darf nicht die Etagen wechseln, um von der Terrasse im ersten Stock aus mit mir zu sprechen. Sie hat außer der regelmäßigen Mahlzeiten von eher fragwürdiger Qualität keine Möglichkeit, selbst einzukaufen. Kein Obst, keine anderen Getränke. Während unseres Gesprächs taucht zweimal ein Pfleger auf, ganz offensichtlich, um zu kontrollieren, was sie tut. Sie wirft meinem Sohn ein kleines Geschenk hinunter und meinte, wie verrückt das alles sei und dass es so nicht bleiben könne. Es sei wie im Gefängnis. Eine Stunde Ausgang täglich in Begleitung, das heißt unter Bewachung. Dabei sei doch das ganze Leben ein Risiko. Wie irre die Vorstellung ist, alles kontrollieren zu können. Was für ein gewalttätiges und radikales Bild von der Welt dahintersteht, die wir uns *untertan gemacht* haben. Was für traurige Zustände, alte Menschen, die auch noch viel Geld für ihren Heimplatz bezahlen, gegen ihren Willen und bei vollem Bewusstsein zu kasernieren. Welche Bevormundung. Welche Würdelosigkeit. Was, wenn ein Mensch nicht geschützt werden will?! Wird er, wenn er stirbt, außerhalb der Friedhofsmauern begraben, so wie früher die Selbstmörder?

Frank Castorf im Interview mit Spiegel Online:

*Mich stört in der momentanen Krise der Grad der Ideologisierung. Schon die Worte "Lockdown" und "Shutdown" machen mich böseartig. In einer Zeit von massiver Migration und Klimawandel und sozialer Not fängt jede Nachrichtensendung, jeder Zeitungsartikel mit der Worthülse "In Zeiten von Corona ..." an. Für mich ist das eine Kampagne. (...) Das Problem ist, dass wir in einer Welt leben, die glaubt, dass sie unsterblich sei. Die Unsterblichkeit ist unsere praktizierte Religion. (...) So wie zu Zeiten der DDR von der Politik die sozialistische Menschengemeinschaft propagiert wurde, wird heute die gesellschaftliche Pflicht zur Rettung vor dem Tod propagiert.*

#### **30.4.**

Kann es einen anderen Begriff von "Heimat" geben als den des eigenen Leibes?

Kann man den Ort und die Situation, in die man durch Zufall hineingeboren wird, so besonders wichtig nehmen, dass man auf diesen nicht selbst gewählten Umstand sogar "stolz" ist?

Ist das, was uns ein Gefühl von "Heimat" vermittelt, mehr als eine Summe von Gewohnheiten?

Ist "Heimat" ein Vorrecht derer, die an ihrem Geburtsort bleiben?

Und wenn es so wäre: Was wäre so Besonderes an diesem Ort, dass man ihn mit Rührung und Nostalgie betrachtet, ja mit Zähnen und Klauen verteidigt? Ist "Heimat" einfach ein Beiprodukt des agrarischen Zeitalters? Der Acker, den man *besitzt* und von dem man lebt, den man gegen potenzielle Feinde und Nebenbuhler verteidigt, mit dem man sich identifiziert?

Gewohnheiten an sich sind weder gut noch schlecht.

Sie stellen sich halt ein.

Sie können in Frage gestellt, verändert werden.

An neuen Orten, mit neuen Menschen bilden sich neue Gewohnheiten. Oder Variationen der alten.

Die Orte gehören uns nicht. Wir passen uns an sie an. Sie kommen gut ohne uns klar.

"Wer Heimat sagt, erhebt Anspruch darauf, wie eine Pflanze zweiter Ordnung unter den Gewächsen des heimischen Bodens gedeihen zu dürfen. Der heimatlich definierte Mensch möchte ein Tier sein, das sich das Pflanzenprivileg, Wurzeln schlagen zu können, zu eigen gemacht hätte." (Peter Sloterdijk, *Der gesprengte Behälter*, 1999)

Als ich 16, 18 war, stellte ich mir vor, unter einer Art Glasglocke zu leben und diese Glasglocke eines Tages zu sprengen.

In einem Traum aus der Zeit befand ich mich völlig verlassen in einem tiefen, finsternen, ganz und gar ausweglosen Loch, einer Art Kerker, Verlies, Erdloch. Zusammengekauert, nackt, verzweifelt, wimmernd. Kein Entrinnen. Es gab eine Art Kameranischen in diesem Traum, plötzlich war die Situation von oben zu sehen: Eine Reihe Menschen umstand ein niedriges, rechteckiges Gemäuer, eine Art Ruine, in dem ich mich befand, zusammengekauert, nackt, verzweifelt, wimmernd... – mit geschlossenen Augen, mir die Ohren zuhaltend. Ich kannte in diesem Traum nur die Realität des Verlieses hinter meinen geschlossenen Augen und Ohren.

Das Leben als Ausweitung, als Aufatmen, als Aufrichtung, als Aufbruch.

Das Sprengen der Glasglocke.

## 1.5.

Ein halbes Jahr vor seinem Tod 1980 führte ich gemeinsam mit einem Freund ein Gespräch mit Thomas Valentin für ein Porträt im „Lippstädter Anzeiger“. Der Beitrag ist leider verschollen. Ein echter Schriftsteller, in Lippstadt! Er lebte in einer kleinen, mit Büchern vollgestopften Wohnung in einer Siedlung im Lippstädter Süden, sozialer Wohnungsbau, er wollte es so. Dostojewski, Pavese, Beckett, Kafka waren die Namen seiner Hausheiligen, die er uns nannte. Hermann Hesse hatte ihn als jungen Autor protegiert. An der Wand zwischen den Büchern ein Brecht-Porträt mit schwarzleeren Augenhöhlen von Horst Janssen. In Köln hing es jahrelang in meinem Zimmer, bis ich mit Frank-Patrick Steckel in Bochum die „Heilige Johanna“ von Brecht machte, meine zweite Arbeit am Theater. Irgendwann kam die Sprache auf Horst Janssen, den Steckel aus seiner Hamburger Zeit kannte. Als Mitbegründer der Schaubühne hatte er (Steckel) mit den jungen Bruno Ganz, Edith Clever gearbeitet, die vorher in Bremen gewesen waren, als Anfänger Mitte der 60er Jahre. Chefdramaturg am Haus war zur damaligen Zeit

Thomas Valentin gewesen. Seltsame subkutane Verbindungen, Steckel hatte Valentin nie kennengelernt, aber mir schien, das Brecht-Bild wäre bei ihm besser aufgehoben, nun hat es also seinen Platz in Berlin. Valentin sprach auch von Jean Améry „Hand an sich legen“, ein halbes Jahr später nahm er sich das Leben. Wir nichts ahnenden Lese-Enthusiasten hatten ihn offenbar beeindruckt, er freute sich über den Artikel und sagte zu, bei einer von uns geplanten „Friedenswoche“ zu lesen. Wir verrichteten Zivildienst auf verschiedenen Stationen des Dreifaltigkeitshospitals und waren wild entschlossen, mit dieser Friedenswoche zur Verbesserung der Welt beizutragen. Kurzfristig sagte Valentin die Lesung ab, der Termin lag, wie sich später herausstellte, kurz vor seinem Suizid, wir konnten stattdessen kurzfristig Josef Reding gewinnen, den Dortmunder Arbeiterdichter, der sich in der Friedensbewegung engagierte. Reding ist erst Anfang dieses Jahres im Alter von 90 Jahren gestorben. Valentin hatte uns auch von seinem zwiespältigen Verhältnis zu Lippstadt erzählt, er war in den späten 40ern und 50ern Lehrer an der Realschule im Düsternweg und leitete einige Jahre die Volkshochschule, bis er mit seinem Romandebüt „Hölle für Kinder“ einigen Erfolg hatte und sich entschied, Schriftsteller zu werden. In seinem Roman „Die Unberatenen“ um die Figur des aufmüpfigen Schülers Rull reflektierte er die Zeit als Lehrer in Lippstadt in den 50ern und wurde dafür angefeindet, Nestbeschmutzer. In der Zeit in Bremen inszenierte Peter Zadek diesen Stoff, 1969 entstand daraus ein viel beachteter Film mit dem Titel „Ich bin ein Elefant, Madame“. Als wir 1980 das Gespräch mit Valentin führten, war Steckel gerade Oberspielleiter am Bremer Schauspiel, bevor er in den 80ern das Schauspielhaus Bochum übernahm, wo ich ihm begegnete. Eine Hinweistafel am Haus in der Leibnizstraße erinnert an Valentins Bleibe in Lippstadt.

## 2.5.

*Der Junge ist mit Großmutter und Mutter an der Friedrichschleuse, dort, wo Lippe und Kanal sich vereinigen. An einem Stock eine Schnur, an der Schnur ein Stein, der Junge ist wild entschlossen, einen Hecht zu fangen für das Abendessen. Es soll Hechtsuppe geben, wie die Großmutter sagt. Große Enttäuschung, dass der Fisch nicht anbeißen will.*

*Auf der Südstraße bleibt der Junge trotzig stehen und will nicht weiter gehen. Der Grund ist vergessen, aber darum geht es nicht. Die Eltern gehen ohne ihn weiter, die Entfernung wird quälend. Er will nicht aufgeben, aber noch einige Schritte mehr, und die Angst wird zu groß. Gedemütigt läuft er hinterher und lässt sich trösten.*

*Bei der Großmutter werden bei drohendem Gewitter die Lichter gelöscht, Kerzen angezündet und Rosenkränze gebetet. Im Schrank ein Foliant mit großformatigen Szenen aus dem Alten Testament, erstaunliche und schockierende Darstellungen von Samson, der den Tempel der Philister einreißt, Judith mit dem Kopf des Holofernes, Daniel in der Löwengrube. Daneben Wilhelm Busch, Andersens Märchen. Der Zinnsoldat, das Mädchen mit den Schwefelhölzern, die Meerjungfrau, der nackte Kaiser. "Aus Deutschlands Vogelwelt" in abgewetztem Lindgrün, Frakturschrift, Klebebilder aus Reemtsma-Zigarettenpackungen. Magische Namen: Die Rohrdommel. Die Wiesenweihe. Der Zilpzalp. Der Neuntöter.*

*Die erste Langspielplatte, die der Junge in Händen hält, ist die Originalaufnahme von West Side Story. Cover rot und schwarz, Strichmännchen, die auf Leitern tanzen, Lieblingslied „Maria“. Die Mutter, Großmutter und Schwester heißen alle Maria. Der Vater, Großvater*

*und Onkel alle Josef. Das Lied ist aus Bernstein und natürlich für die Mutter und Großmutter komponiert.*

*Das Hochwasser steht in den Straßen. 1965, die Heinrichsflut. Boote fahren zwischen den Häusern, die Menschen waten bis zu den Hüften im Wasser. Der Vater trägt eine Uniform, ist pausenlos im Einsatz, ein Held, er ist dafür zuständig, dass das Wasser wieder weggeht. Nach dem Hochwasser muss der verwunschene Garten am Lagerplatz weg, von wo aus der Junge die Sandkähne sehen kann. Vater sagt, man habe dafür einen guten Preis erzielt. An seiner Stelle wird ein Pegelhäuschen für den Hochwasserschutz errichtet, das einen Architekturpreis bekommt.*

*Als der Junge sechs ist, Ende April 1967, stirbt Adenauer. Die gesamte Familie mit Großtanten, Großeltern sitzt heulend vor dem ersten eigenen Fernseher und sieht die Übertragung der Trauerfeierlichkeiten. Kölner Dom, Glockenläuten, Rheinflotte mit Sarg, Fliegerstaffel.*

*Einige Tage später, am 2. Mai, stirbt die Mutter des Jungen. Er darf nicht mitgehen zur Beerdigung, sitzt mit den kleinen Geschwistern und der Großtante zu Hause. Aber er weiß aus dem Fernsehen, wie das vor sich geht. Die Mutter wird im Dom aufgebahrt, dann zum Schiff getragen und über den großen Fluss gefahren. Wie sie ins Lippstädter Grab gekommen ist, bleibt ihm lange ein Rätsel.*

### **3.5.**

Ich sah „Chernobyl“, die fünfteilige HBO-Serie über den Reaktorunfall 1986. Vor 34 Jahren, unglaublich. In dem Jahr spielte ich im Herbst mein erstes Festival.

Zehn Jahre vorher hatte ich im Physik-Unterricht die Aufgabe übernommen, ein Referat zum Thema Kernenergie zu halten. Physik interessierte mich wenig, aber das Thema wurde zu einer Herausforderung. Ich las und las und notierte und notierte, und mein Resultat war absolut eindeutig: Die Nutzung dieser Energie musste sofort gestoppt werden. Die Kritiker führten schon damals die Punkte an, die bis heute ungeklärt sind: Das fatale Sicherheitsrisiko, die fast unmögliche Entsorgung, die Langfristigkeit des Problems, die jegliche rationale Einschätzung übersteigt usw.

Die sogenannten Befürworter – richtiger war schon damals: Profiteure – waren von grenzenlosem Optimismus, die Früchte der Wissenschaft betreffend (präziser: *ihrer* Interpretation der Wissenschaft oder der ihrer Lakaien), und zitierten immer wieder Prognosen, nach denen ein GAU so unwahrscheinlich sei wie dass uns der Himmel auf den Kopf fiele. Oder so. Er ist uns ja dann auch bereits mehrfach auf den Kopf gefallen.

300.000 Menschen verloren durch Tschernobyl ihr Zuhause, ihre „Heimat“, angeblich vorübergehend. Wenn man denn ein paar tausend Jahre Halbwertszeit als vorübergehend betrachten möchte. 600.000 Menschen wurden bei den Arbeiten in und um Tschernobyl ein- und der entsprechenden Strahlung ausgesetzt. Schätzungen zufolge leiden und sterben an den Folgen Millionen Menschen. Offiziell wird die Todeszahl immer noch mit 31 angegeben. Die Öffentlichkeit im eigenen Land und weltweit wurde so gründlich belogen, wie es eben ging. Aus Angst vor Gesichtsverlust. Generalsekretär war Gorbatschow. Man stelle sich ähnliche Vorgänge unter Putin vor. 2008 in Fukushima war

es nicht viel besser. Und Harrisburg 1979, und im selben Jahr der Unfall beim Uranabbau in New Mexico? Salamtaktik, Hinhalten, politisches Versagen, wirtschaftliche Interessen, mangelnde Kontrollmechanismen, Verantwortlichkeiten in der Hand von Karrieristen, Verharmlosung, Verwässerung der Indizien, Kriminalisierung der Gegner, es ist immer dasselbe.

Jahrzehntelang gefördert und verteidigt von Regierungen wider besseres Wissen, aus wirtschaftlichen Interessen, Verflechtung von Politik und Konzernen, und wohlgerne immer am stärksten von denjenigen Regierungen, die in ihren Sonntagsreden nicht müde werden, dem Volk das Opium „Heimat“ zu verkaufen, damit sie die Bürger\*innen weiter am Gängelband führen und deren Frust instrumentalisieren können. Und die Bürger\*innen nehmen ihnen ja ihre ewige Litanei von Identität, Scholle, Tradition und von der angeblichen Bedrohung durch Andere, Fremde, Flüchtlinge, Kommunisten etc. etc. jedes Mal von neuem ab, statt sie zum Teufel zu jagen. Es wäre einfach lächerlich, wenn es nicht so fatale Folgen hätte. Wenn der Teufel nicht immer auf die größten Haufen scheißen würde. Wenn... „Heimat“...

2017 wurde Tschernobyl ein neuer „Sarkophag“ verpasst. Kosten 2 Milliarden Euro, die von 40 Ländern bezahlt werden. Halten soll er 100 Jahre. Plutonium 239 hat eine Halbwertszeit von 24.000 Jahren.

Seit des großen Erfolgs der Serie hat der Tourismus in und um Tschernobyl drastisch zugenommen. Mittlerweile kann man auch den Kontrollraum des havarierten Reaktors 4 betreten. Dies ist Teil einer von Präsident Selenskyi 2019 verkündeten Tourismus-Offensive der Ukraine. Der Mobilfunkempfang in der Zone um den Reaktor wurde verbessert. Postings auf Facebook, Instagram und Twitter steht nichts mehr im Wege.

*die Staatsgewalt geht vom Geld aus  
Geld muss kaufen Arbeit macht unfrei  
Heimat ist wo die Rechnungen ankommen  
sagt meine Frau*

Heiner Müller (aus: Ajax zum Beispiel)

#### 4.5.

Continental Versicherung  
München, 28.4.2020

Herrn  
Dirk Raulf  
(Versicherungsnr. etc.)

Betr. Berufsunfähigkeitsversicherung  
Auszahlungsverfügung für Schlussanteile

Versicherungsnehmer: Dirk Raulf  
Versicherte Person: Dirk Raulf

Sehr geehrter Herr Raulf,

Ihre Berufsunfähigkeitsversicherung endete regulär nach Ablauf der vereinbarten Vertragsdauer zum 01.05.2020

Damit wir Ihnen die aus der Berufsunfähigkeitsversicherung vorhandenen Schlussanteile inklusive eines eventuell bestehenden Ansammlungsguthabens auszahlen können, bitten wir um schriftliche Mitteilung der von Ihnen gewünschten Bankverbindung.

Bei Rückfragen stehen wir Ihnen gerne zur Verfügung.

Vorausgefülltes Formular bitte ausgefüllt und unterschrieben zurücksenden:

Schlussanteile zur Berufsunfähigkeitsversicherung  
Auszahlungsverfügung

Sehr geehrte Damen und Herren,

die Auszahlung der Schlussanteile zu meiner Berufsunfähigkeitsversicherung in Höhe von 0,00 Euro\* soll auf das nachstehend genannt Konto erfolgen.

Mit freundlichen Grüßen

.....  
Ort, Datum, Unterschrift

*\*der Betrag ist vorausgefüllt, D. R.*

## 5.5.

mit den schritten im dunkeln  
das u der straße nachziehen  
der bach im tal die feuchte spalte  
zwischen den schenkeln der hügel  
ein rind das trinkt  
ein anderes suhlt sich  
im mütterlichen schlamm  
vertrocknete fichten  
schwarz gegen den himmel  
noch kerzengerade  
schon dem borkenkäfer eine heimstatt  
brombeergebüsch weißdornduft  
die laokoongruppen der hainbuchen  
die gerodeten hänge erinnern verdun  
die gelben explosionen des ginsters

die schreie von rüttelfalke und milan  
 und dahinter stöße mit der aufschrift kaminholz oder staat  
 totenstille nachts kein vogellaut kein feuerwerk kein  
 bewegliches blinken am himmel  
 venus eine supernova  
 der mond ein krähennest  
 unter den peitschenlampen pfeilen fledermäuse  
 auf der verzweifelten suche nach mücken und motten  
 eine katze sitzt lange nachdenklich auf dem asphalt  
 das dorf wird gerettet durch seine  
 glasfaserverbindung  
 in der ferne das weiße blinzeln der windräder  
 kein halm rührt sich kein espenlaub  
 zittert am holunder kleben braune büschel  
 aus judasohren  
 lauschen den apokryphen  
 von ringelnatter und feuersalamander  
 eisvogel und mühlkoppe  
 verwaist das hornissennest im scheunengiebel  
 letzte erdhummeln und schlupfwespen nicht mehr unterwegs  
 aber giersch und akelei und distel und irgendein klee  
 sprengen die fugen des kopfsteinpflasters  
 erobern bordstein und schwelle zurück  
 und verkünden das einstweilige ende  
 des zeitalters der menschen  
 und deine gelenke krachen beim versuch  
 die schräge des U im laufschrift zu nehmen  
 außer atem hältst du inne und belässt es  
 beim versuch der beobachtung  
 trittst in den zeugenstand  
 nicht angeklagter nicht anwalt nicht schöffe  
 nicht einmal opfer  
 keine weiteren fragen  
 auf vereidigung wird verzichtet  
 sie können dann gehn  
 das gericht zieht sich  
 zur beratung zurück

## 6.5.

In der Familie meiner Mutter war man kunstsinnig, musik- und theaterbegeistert. In der weiteren Verwandtschaft findet man Künstler wie den Maler Caspar Risse und den Pianisten und Pädagogen Conrad Hansen.

Ursprünglich stammt die Familie vom *Mackenberg*, mit 175 m der höchsten Erhebung der sog. Beckumer Berge. Das Naturschutzgebiet ist bekannt ist für sein Orchideenvorkommen. Unter der Adresse „Am Mackenberg 1“ findet man noch immer den großen, typisch westfälischen Erbhof, Fachwerk, rotbraune Ziegel. In der Nachbarschaft ist eine der M.-Nachkommen eine engagierte Jägerin, am Haus ein

Hinweisschild „Bei mir gibt's Wild“. Vor ein paar hundert Jahren verschlug es wohl einen der Söhne des M.schen Hofes nach Benninghausen, daher gibt es auch hier einen Hof Mackenberg, auf dem 1995 „Bücker's Backhaus“ gegründet wurde.

Bei Bombenalarm im Krieg verteilte die Großmutter Flugblätter gegen Hitler. Wenn die Sirenen heulten und alles in die Bunker hastete, legte sie los, um unter Lebensgefahr Insubordination in die Häuser zu tragen. Zwischen dem ersten und dritten Alarm versorgte sie so viele Briefkästen wie möglich, erreichte den Bunker in letzter Minute und wurde vom Pfarrer von St. Nicolai, der ihr Mitwisser war, gerade noch eingelassen.

In der Nachkriegszeit kam der Zirkus Barum mit blauem Zelt und Live-Orchester, um auch in Lippstadt das unterhaltungshungrige Publikum zu verzaubern. Die Direktorin, Margarete Kreiser-Barum, bestellte jedes Jahr zu Beginn des Gastspiels bei der Großmutter ein neues Abendkleid für ihre Pferdedressur, „Hohe Schule“. Meine Mutter, die ungefähr dieselben Maße hatte, stand Modell, die Barum (Großmutter der Lindenstraßen-„Iffi“) kam kurz vorbei wegen letzter Änderungen, und tags darauf wurde das fertige Maßkleid im Zirkuswagen der Direktorin abgeliefert. Zur Belohnung durfte man der Vorstellung von der Loge aus folgen.

Onkel Adi wohnte mit seiner Frau „Lenchen“ Helene am Lagerplatz, ihr Garten war mein Lieblingsort. Er hatte im Krieg einen Arm verloren, steckte den umgeklappten Jackenärmel in den Anzug und war ein großer Spaßvogel. Auf die Frage der Kinder, warum er Adi heiße oder ob er noch einen anderen Namen habe, wurde allseits beflissen „Adi, nur Adi!“ geantwortet.

Der Großvater bekam Ohrenkrebs und verlor bei der Operation ein Ohr. Er trug dann eine täuschend echte Nachbildung, ein Kunststoffohr, das an seiner Brille befestigt war. Kam Besuch, machten wir Kinder uns einen Jux daraus, ihm zu sagen, die Brille sei dreckig, und er müsse sie mal putzen. Wenn er sie abnahm, gab es bei den nichtsahnenden Gästen Schreie des Entsetzens und für uns eins hinter die Löffel, das war die Sache wert.

## 7.5.

7

fahren**H**eit 451  
 ges**E**llschaft in den wäldern  
 vertrie**l**ebene  
 verfe**M**te  
 p**A**rias  
 kunst als zufluch**T**sort der erinnerung

8

sehnsuch**H**t nach

einem nicht digitalisierten  
 nicht beschleunigten  
 nicht vermessenen  
 nicht verdrängten  
 ort ohne gegenwart

9

reich an  
 paradoxien  
 widersprüchen  
 kein zweck heiligt keine mittel  
 frei von der herrschaft  
 der tauologien

## 8.5.

DIE WELT IST IMMER WIEDER SCHÖN  
 Multimediale Revue und Hörspiel (1995)

Uraufführung: 5. Mai 1995 Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland,  
 Bonn  
 Hörspielfassung für DeutschlandRadio Berlin (Erstausstrahlung 21. Dezember 1995)  
 CD-Produktion (poise 3)

Buch, Konzept, Regie & musikalische Leitung: Dirk Raulf  
 mit Thomas Anzenhofer, Jörg Ritzenhoff & Band  
 Visuals: Uli Sigg

Aus einem Fund antiquarischer Noten von Songs aus den Jahren nach der „Stunde Null“ entstand die Idee zu einer Trivial-Revue der Nachkriegszeit. Tages- und Wochenzeitungen, Boulevardblätter, Filme und Wochenschauen, Witze, Werbung, Leserbriefe, Mode, Kochrezepte, Heiratsanzeigen, Groschenromane, Sportreportagen, Interviews und vor allem Songs, Schlager, Revue- und Filmmelodien bildeten das Material für eine Montage aus Musik, Texten, Bildern und Originalaufnahmen.

Es wurde eine „Normalität“ der Nachkriegszeit vorstellbar: Hoffnungen, Ängste, Träume, Sehnsüchte, die sich im Banalen, Trivialen, Kuriosen manifestierten. Schlager, Operetten, Filme ermöglichten Lieschen Müller und Otto Normalverbraucher, Vergangenheit und Alltag zu verdrängen. „Kopf hoch, Schwamm drüber“ oder „Alles mußte schnell sauber werden“ - Befindlichkeiten der Nachkriegsjahre im Spiegel des Trivialen, wie aus einem schlechten deutschen Traum.

*Wir sind die Eingeborenen von Trizonesien,  
 Hei-di-tschimmela-tschimmela-tschimmela-tschimmela-bumm!*

*Wir haben Mägdelein mit feurig wildem Wesien,  
 Hei-di-tschimmela-tschimmela-tschimmela-tschimmela-bumm!  
 Wir sind zwar keine Menschenfresser, doch wir küssen um so besser.  
 Wir sind die Eingeborenen von Trizonesen,  
 Hei-di-tschimmela-tschimmela-tschimmela-tschimmela-bumm!*

Ein unverhüllt rassistisches, vor allem aber natürlich "unschuldiges" Stehauf-Liedchen aus dem Kölner Karneval konnte zu einer Art "heimlichen Nationalhymne" werden. Und mit der von Hans Albers gesungenen Filmschnulze "... und über uns der Himmel" taten sich die Deutschen als Opfer widriger Umstände leid. Opfer, nicht Täter. Ein Schlager, geschrieben vom Nazi-Komponisten Theo Mackeben, der wie viele andere davon profitiert hatte, dass die jüdischen Komponisten, die während der Weimarer Republik und bis in die 30er Jahre hinein den Ton angaben, vertrieben oder umgebracht worden waren.

*Es weht der Wind von Norden,  
 Er weht uns hin und her.  
 Was ist aus uns geworden?  
 Ein Häufchen Sand am Meer.*

*Der Sturm jagt das Sandkorn weiter,  
 Dem unser Leben gleicht.  
 Er fegt uns von der Leiter,  
 Wir sind wie Staub so leicht.*

*Was soll nun werden? Es muss doch weitergehn.  
 Noch bleibt ja Hoffnung für uns genug bestehn.  
 Wir fangen alle von vorne an,  
 Weil dieses Dasein auch schön sein kann.*

*Der Wind weht von allen Seiten  
 Na lass den Wind doch wehn  
 Denn über uns der Himmel  
 Lässt uns nicht untergehn*

## **9.5.**

Anlässlich des gestrigen Gedenktages stellte ich mein Hörspiel "Die Welt ist immer wieder schön" (siehe Blog von gestern) auf meiner Bandcamp-Seite ein und teilte das per Newsletter mit.

Eine Antwort aus Düsseldorf:

"Hallo Dirk Raulf,  
 Heute ist für mich und viele andere der 75. Jahrestag der B e f r e i u n g vom Faschismus  
 ! Deshalb ist heute in Berlin ein Feiertag!  
 Zukünftig sollte dieser Tag bundesweit Feiertag werden."

Worauf ich zurückschrieb "Unbedingt dafür!"  
 Gemeint war der Feiertag.

"Befreiung vom Faschismus", und dann noch g e s p e r r t geschrieben? Die überfallenen, versklavten und gedemütigten Staaten und Völker und die 6 Millionen ermordeter Juden können die "Befreiung" feiern – aber doch nicht die Deutschen. Von denen *wurden* sie ja befreit. Die Deutschen hatten Hitler gewählt, waren ihm in den Krieg gefolgt, hatten als Volk von Tätern, Mitwissern, Profiteuren, Denunzianten und Wegguckern die Sache bis zum bitteren Ende unterstützt – nur, um sich nach der überfälligen K a p i t u l a t i o n so bald wie möglich selbst als Opfer darzustellen. Es hat bis 1968 gedauert, dieses fatale Lügengebilde einzureißen, und diejenigen aus der Generation der Täter und Zeitzeugen, die noch leben, schweigen zumeist weiter. Wenn nicht Schlimmeres, siehe Gauland.

Die Deutschen konnten froh sein, von sich selbst befreit zu werden und auch noch die völlig unverdiente Chance zu bekommen, irgendwie von vorn anzufangen und es mal mit Demokratie zu versuchen. Wovon wir heute noch profitieren. Und die Sprachregelung kann eben *nicht* heißen "Befreiung von der Nazi-Gewaltherrschaft" (Deutschlandfunk am 8. Mai!); es muss heißen Kapitulation, längst fällige **Kapitulation**, und zwar, Zitat Keitel, bedingungslos, zu Lande, zu Wasser und in der Luft, Kapitulation, ein Aufatmen für die Welt.

Wie bereits am 27. Januar, dem Holocaust-Gedenktag, geschrieben: Ich hörte ein Interview mit dem Leiter der Gedenkstätte Buchenwald, der berichtete, bis vor einigen Jahren habe es immer einige Holocaust-Leugner unter den Besuchern gegeben. Das hätte sich geändert. Mittlerweile seien stattdessen in etwa genau so viele Holocaust-Befürworter darunter.

## 10.5.

Zeit, über Musik zu schreiben. Musik als Heimat und Musik als Fremde. Musik vor allem als das ganz Andere, als das sie sich mir immer dargestellt hat. Ein Sehnsuchtsort, letztlich nicht erreichbar. Andere wohnen dort wie selbstverständlich. Ich war und blieb ein Zugereister.

Es war wohl der Ort, an den mein Vater mir nicht folgen konnte. Ich musste fünfzig und älter werden, bis mir durch die Erzählungen meines Onkels klarwurde, dass dies nicht die einzige Wahrheit war. Die Rebellion, das Um-jeden-Preis-anders-sein-Wollen, die Distanzierung von der Geschichte meines Vaters, das fast gewalttätige Abschütteln der Familien-Hypothesen, die Wut, die Trauer, die Einsamkeit waren nicht die einzigen Motive. Ich lernte, dass es, für mich unsichtbar und nicht ohne Hilfe erkennbar, von der mütterlichen Seite insgeheim Unterstützung gab und eine ausgesprochene Liebe zu den Dingen, die mich *gerettet hatten*, zu Literatur, Kunst, Theater, Musik.

Aber von vorn. In der sechsten Klasse wird es sein, als ein Mitschüler im Musikunterricht bei Pache auf einer Klarinette spielt. Ich will das sofort auch lernen. Ich lande beim Klarinettenlehrer des Mitschülers an der Musikschule Lippstadt. Damals noch in der Fleischhauerstraße, in dem Gebäude, in dem heute die Thomas-Valentin-Stadtbücherei untergebracht ist.

Ferdinand Montag war ein erfahrener, vielseitiger Musiker. In der Nachkriegszeit spielte er auch Jazz, auf dem Kontrabass. Als ich ihn kennenlernte, war er schon über siebzig. Ein

zugewandter Instrumentalpädagoge, gleichzeitig selbst noch als Spieler aktiv, z. B. im Kurorchester in Bad Waldliesborn. Ich kann mich noch an die fünf Töne erinnern, die er mir in der ersten Stunde beibrachte. Ich hatte ein paar Jahre Unterricht bei ihm, bis mein Interesse nachließ; immerhin brachte ich es soweit, mir an Mozarts Klarinettenkonzert KV 622 – präziser: dem Adagio – die Zähne auszubeißen.

Prägend wurde ein anderes Angebot, das Montag seinen Schülern machte, zu denen damals auch Markus Krüger, Helge Krause und der ehemalige Lippstädter Bürgermeister Wolfgang Schwade gehörten. Wir konnten früher zu Stunden kommen bzw. länger bleiben, gelegentlich trafen wir uns sogar zusätzlich zu unseren wöchentlichen Stunden, um mit 2, 3, 4 Klarinetten zu spielen. Erst spät habe ich begriffen, welche Schule des Hörens das gewesen ist. Die Selbstverständlichkeit, die eigene instrumentale Stimme gleichzeitig mit denen der anderen und in Relation zu ihnen wahrzunehmen.

Eine der ersten Präsentationen der Klarinettenklasse fand auf der vorderen Plattform der Rathaustrampe statt; auf dem Platz verloren sich die Eltern, und wir fiepten gegen Verkehr und Laufpublikum an.

In den einschlägigen Internet-Lexika findet sich über Ferdinand Montag nichts. Er war einfach ein hingebungsvoller Instrumentallehrer, der die Musik liebte und nicht viel Aufhebens um sich machte. Um so schöner, ihm hier ein paar Zeilen widmen zu können.

## 11.5.

Zeit, über Musik zu schreiben.

1979. Abitur. Beginn des Zivildienstes. Das Jahr, in dem ich die Musik von Charles Mingus, Roland Kirk, Art Blakey, Duke Ellington kennenlerne. Das erste Tenorsaxophon. Die erste Band: „Kunst-Dünger“. Zündung der ersten Raketenstufe.

Die Tür waren schon vorher nicht hermetisch verschlossen. Ich hörte vor allem das, was man heute „Progressive Rock“ nennt, von Pink Floyd bis zu Jethro Tull, von den frühen Genesis bis zu Yes. Auch Hardrock, frühe Formen von Metal, Led Zeppelin, Black Sabbath, Deep Purple. Jimi Hendrix. Schulkollegen zeigten mir Musik von Terje Rypdal, Keith Jarrett, Egberto Gismonti. Im AZ am Bahnhof gab es gelegentlich eine „Jazz-Disco“. Ich bekam eine Kasette mit Musik des „Art Ensemble of Chicago“, das war wie das Betreten eines neuen Planeten.

Der Countdown startete mit einem Konzert im Mai 1979. Durch die großzügige Vermittlung meines Landrats-Vaters kam „Kunst-Dünger“ für ein Open-Air-Konzert in den magischen Raum der Stiftsruine. Ein in Lippstadt unerhörter Vorgang; und für die, die dabei waren, ein unvergeßlicher Konzertabend. Ich spielte bei nur einem Stück als Gast mit, aber ein paar Wochen später wurde ich festes Mitglied der Band.

Schlagartig ergab alles Sinn. Die wenigen Tropfen Gefühl, die ich aus der klassischen Klarinettenschule gesogen hatte, wurden zu einem Strom, dem ich mich überlassen konnte, ganz egal, wie dilettantisch die eigenen Töne noch waren. Inbrunst, Empörung, Wut, Lautstärke, Sehnsucht, Trauer, Verliebtheit, Sex... Alles verband sich mit dieser Musik. Enthusiasmus. Intensität. Ekstase. Es gab einen Kanal dafür.

Aber ich musste weg. 1981 ging ich nach Köln. Totales Landei, fest davon überzeugt, schon einiges gesehen zu haben... Köln war Anfang der 80er aufregend. Urban. Politisch. Eine Musik-Kunst-Metropole. Meine erste Wohnung lag am Chlodwigplatz, im Zentrum des Geschehens. Wenige hundert Meter entfernt war das Stollwerck-Gelände durch Künstler und Aktivisten besetzt. In Clubs um die Ecke spielten Chet Baker, Stan Getz, Dexter Gordon, Archie Shepp. Es entstand die eigenständige, unabhängige Kölner Jazzszene. Ich sah die "Kölner Saxophon Mafia" bei ihrem ersten Konzert. 1981.

Abtrennung der Erststufenbooster.  
Zündung der zweiten Stufe.

## 12.5.

*Ein Ort zum Überleben, schrieb er, und ein Ort zum Sterben; mit dem Überschreiten der Lebensmitte verändere sich die Perspektive. Heimat bedeute nicht mehr den Ort, aus dem man stamme; sie sei ein Ort in der Zukunft, und man tue gut daran, diesen letzten Ort freimütig und sorgfältig zu wählen, so weit es in der eigenen Macht stehe. Die unwiderruflich letzte Zuflucht für ein beschränktes Menschenleben sei nun einmal der Tod, ganz egal, wie man versuche, sich das schönzureden, es sei der Staub, der Dreck, die Erde, und es sei eine Rückkehr, ein Einswerden im Zugrundegehen, und, schrieb er, man sei selbst verantwortlich für die Art und für den Ort des eigenen Todes. Alle Rituale, alles Einüben, alles Gemeinschaftliche sei uns genommen worden, auch und gerade, was den Tod angehe, der Tod sei eine beschissene, eine beschissen individuelle Angelegenheit geworden, nicht einmal im Tod könne man sich befreien von Gegenwart, Wettbewerb, Mode und Eitelkeit; wie das Leben, so der Tod. Als müssten selbst die Sterbenden noch der Welt und sich gegenseitig demonstrieren, wie verdammt individuell sie seien. Genommen würden ihnen aber der eigene Tod und die Gemeinschaft der Familie, der Gläubigen, des Trauerzugs, der Sargträger, der Beerdigungskaffeetafeln; stattdessen von Gewissensbissen geplagte Freunde und Kollegen zwischen Terminen; stattdessen Diskussionen über Designsärge, Beerdigungsinstitute mit Komplettangeboten, Priester, die in ihren Predigten das Unfassbare auf das Alltägliche herunterzubrechen suchten, originelle Todesanzeigen, motorisierte Friedhofstransporte und eine automatische Absenkung ins letzte Loch. Man habe, schrieb er, uns die Würde ausgetrieben, mit dem Tod umzugehen, den Tod zu respektieren und den Tod zu verlachen. An die Stelle von Totentänzen und Klageweibern seien Lieder vom Band oder vom Smartphone getreten, mit Titeln wie „Niemals geht man so ganz“ oder „Forever Young“ oder „Death Is not the End“, verbunden mit dem Hinweis, der Tote habe es sich so gewünscht. Und ein origineller Grabstein, eine originelle Grabgestaltung, originelle Beerdigungsgäste in allen möglichen Farben, als ob es selbst bei diesem Anlass immer noch darum ginge, sich zu unterscheiden und in diesem Diversitätswahn auf besonders nervtötende Weise ununterscheidbar zu werden. Aber er schreibe sich schon wieder in Rage, es sei ja müßig, und die einzige Möglichkeit, die einem wie ihm bleibe, sei eben der bewusste und, so schrieb er, taktvolle Umgang mit dieser letzten, einzig sicheren Heimat, ihrem Ort und Zeitpunkt und, wenn das Leben dieses Geschenk bereithalte, den weitestgehend selbst gewählten Umständen. Originalität sei, schrieb er, nicht nur das Ende der Kunst, sondern vernichte das Leben, ja den Tod selbst, vernichte alles Einfache, Schlichte, Wahre, jeden Rest von Respekt oder Würde, und stattdessen der Tanz um das goldene Kalb der Authentizität.*

aus dem Hörspiel "Fremde Schönheit oder Der Andere Ort", Deutschlandfunk 2014

### 13.5.

"Ist doch der amtierende Ministerpräsident dieses Landes, Dr. Filbinger, als Hitlers Marinerichter, der sogar noch in britischer Gefangenschaft nach Hitlers Tod einen deutschen Matrosen mit Nazi-Gesetzen verfolgt hat, ein so 'furchtbarer Jurist' gewesen, daß man vermuten muß, er ist auf freiem Fuß nur dank des Schweigens derer, die ihn kannten." Rolf Hochhuth

1978 musste der baden-württembergische Ministerpräsident Hans Filbinger zurücktreten, nachdem seine Unterlassungsklage abgewiesen und Beweise für die Behauptungen Hochhuths aufgetaucht waren.

Hochhuth arbeitete in den 50er Jahren bei Bertelsmann und gab eine Gesamtausgabe zum 50. Todestag Wilhelm Buschs heraus. Nach einer Million verkaufter Exemplare erhielt er drei Monate Sonderurlaub, in denen er in Rom an seinem ersten Stück „Der Stellvertreter“ arbeitete. 1963 von Erwin Piscator uraufgeführt, wurde das Stück sofort zu einem Theaterskandal.

Der damalige Bundeskanzler Erhard fühlte sich durch Hochhuth so provoziert, dass er schrieb: „Da hört der Dichter auf, da fängt der ganz kleine Pinscher an.“

So umstritten Hochhuth auch war - nicht zuletzt wurde seine schriftstellerische Qualität häufig in Zweifel gezogen -, so wichtig ist, dass dieser Autor sich nie scheute, mit seinen Mitteln in die gesellschaftliche Diskussion einzugreifen. Wer dafür gesorgt hat, dass die Rolle von Papst und Kirche im Nationalsozialismus oder die Karrieren von NS-Größen in der bundesrepublikanischen Politik thematisiert wurden, mit entsprechenden Konsequenzen, hat ein Denkmal verdient. Posthum einer der Anwärter auf die vor mir geforderte Auszeichnung für herausragende Nestbeschmutzer durch den Bundespräsidenten.

Hochhuth ist heute in Berlin gestorben.

### 14.5.

Heute morgen auf Deutschlandfunk Kultur ein Gespräch mit dem langjährigen ARD-Korrespondenten in Moskau, Hermann Krause. Er ist jetzt für den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge tätig. 2,2 Millionen deutscher Soldaten sind im 2. Weltkrieg auf dem Gebiet der Sowjetunion gestorben. Weniger als ein Drittel der Toten sind bisher exhumiert und umgebettet worden. Krause berichtet, es wurde bei Wolgograd (Stalingrad) ein ehemaliger Wehrmachtsfriedhof gefunden mit 400 Skeletten, mit Erkennungsmarken usw. 75 Jahre nach Kriegsende erfahren also die Hinterbliebenen, wo ihre Väter, Großväter, Urgroßväter bestattet sind. Jedes Jahr werden in Russland 10.000 Gebeine gefunden, deutsche Opfer des Vernichtungskrieges, wenn man so will. Auch, wenn die Soldaten selbst daran unmittelbar beteiligt waren. Auf sowjetischer Seite gab es im 2. WK ungefähr 20 Millionen Tote. In Russland wird die Erinnerung von Putin instrumentalisiert. Hierzulande lässt das Erinnern nach, ja schlimmer noch, neue Faschisten dominieren die

öffentliche Diskussion und dürfen von der Nazizeit als einem "Vogelschiss in über 1000 Jahren erfolgreicher deutscher Geschichte" sprechen.

## 15.5.

"es findet ja eigentlich alles nur noch in militärischen kategorien statt. die sind natürlich ins ökonomische übersetzt oder übergegangen in den ökonomischen bereich, aber es ist nach wie vor krieg."

heiner müller im gespräch mit kluge.

1989, er schreibt gerade an einem vorwort für curzio malapartes reportagen vom russlandfeldzug. (malapartes villa wird 1963 der schauplatz von godards "verachtung". auch ein krieg.)

*i want to wake up now.  
are you there?*

nachkrieg.

die brücke von wicki. ein schockierendes erlebnis. eine art verlust der unschuld, das in der schule zu sehen.

fassbinder, die ehe der maria braun. wäre ein phänomen wie fassbinder heute noch denkbar? er würde an quote, mittelbeschaffung und political correctness ersticken. er hat sich damals schon wundgerieben. und die bigotterie ist heute nur noch viel subtiler geworden. mein sohn fragt, stimmt es, dass wir schon plastik im blut haben? nicht nur plastik, kind. nicht nur plastik.

das ende von „element of crime“ (lars von trier), „der letzte tourist in europa“, gesungen von sonja kehler. der koboldmaki. von triers faszination für die nachkriegszeit: „bilder der befreiung“. die „europa-trilogie“.

tana schanzara erzählt während der arbeit an „heute wie vor 1000 jahren“ von ihrer liebe im nachkriegsköln. wie romantisch es war zwischen den trümmern.

die enttäuschung des deutschlehrers in der 12. klasse, als ich mir wolfgang borchert aussuche und nicht thomas mann oder goethe.

angeblich hat die nachkriegszeit bis 1989 gedauert. nach dem krieg ist vor dem krieg? wer wollte leugnen, dass wir uns nicht seit drei jahrzehnten in einem welt-bürgerkrieg befinden. der weltbürger als kriegsbürger. die profiteure sind bisher immer wir gewesen. der kollege u. s. kürzlich: wir haben 500 jahre lang die welt ausgebeutet, warum sollen jetzt nicht mal andere dran sein.

billy wilder, a foreign affair. darin einige von hollaenders schönsten songs: illusions, black market. die „vaterlandsverräterin“ dietrich, um deren bestattung und die benennung einer straße nach ihr es noch in den 90ern skandal gab in berlin.

christoph marthaler, stunde null oder die kunst des servierens, schauspielhaus hamburg 1995.

wir werden uns niemals ergeben  
 wir werden uns wieder erheben  
 und so soll es für immer sein  
 stunde null  
 mit vollgas in ein neues leben  
 sie sollen es alle erleben  
 denn sie kriegen uns niemals klein  
 (m. wendler 2019)

*i want to wake up now.  
 are you there?*

## 16.5.

Sind Kunst und Kultur "systemrelevant"? (I)

Gestern erschien auf Spiegel Online ein umfangreicher Beitrag mit der Überschrift "Her mit der Bazooka!", für den nicht weniger als 11 Autor\*innen verantwortlich zeichneten. Ob der mittlerweile offenbar geflügelte Militärvergleich von FM Scholz angemessen ist, sei dahingestellt. Im Untertitel heißt es "Dem Fußball und der Autoindustrie wird in der Krise geholfen, Musiker und Schauspieler aber fühlen sich im Stich gelassen. Künstler wie Ulrich Matthes und Wolfgang Niedecken fordern nun mehr Unterstützung von der Politik."

Den guten Willen aller Beteiligten wollen wir nicht in Abrede stellen. Aber es gilt, die Sprachregelung, von der die Forderung ausgeht, zumindest ansatzweise zu klären. Wir bitten um Nachsicht, falls sich das Folgende etwas erbsenzählerisch ausnimmt. Eine Bazooka taugt bekanntlich nicht zum Erbsenzählen.

Es gilt zu untersuchen, worum es überhaupt geht, wenn die Sau „Systemrelevanz“ durch's Dorf getrieben wird, rittlings auf ihr sitzend in diesem Fall eine Erscheinung, die wahlweise oder auch gleichzeitig, jedenfalls *synonymous* als „Kunst“ oder „Kultur“ apostrophiert wird. Auch in dem besagten Artikel geht es munter durcheinander, wenn es einerseits um Künstler, andererseits um Kultur oder auch die Kulturlandschaft geht, um die uns, wie es immer wieder heißt, die ganze Welt beneidet. Auch ein Satz, den man sich auf der Zunge zergehen lassen muss. Wer das Privileg hatte, in Kanada auf Inuit-Kunst oder in Westafrika auf die heimische Musikkultur zu treffen, von Japan, Iran, Indien oder China ganz zu schweigen, weiß, dass man gut daran täte, sich hier in Bescheidenheit zu üben.

Versuchen wir es so bündig wie möglich. Wir bezeichnen simplifizierend als „Kultur“ die Art und Weise, wie der Mensch in seinem jeweiligen Umfeld, bedingt durch Ort und Zeit lebt. Das reicht also von z. B. antiker griechischer Kultur bis hin zu Ess-, Diskussions-, Bade-, Willkommens- oder Leitkultur. Nicht zu verwechseln mit Kultiviertheit.

Als „Kunst“ bezeichnen wir, ebenfalls stark vereinfachend, vorerst das, was Künstler machen. Also nicht Laien, Liebhaber, Dilettanten, Publikum, Politiker, Wirtschaftsbosse, Lehrer, Schüler usw. usw., sondern KÜNSTLER. Dabei verstehen wir unter Künstlern, unabhängig vom jeweiligen Genre, diejenigen, die sich in ihrem Leben zentral mit der

Hervorbringung von Kunstwerken beschäftigen. Im Unterschied zum Publikum, das Kunst genießt oder konsumiert, zum Journalisten, der Kunst mehr oder weniger kompetent beurteilt und weiterempfiehlt, zum Pädagogen, der Kunst an Menschen weiterzugeben versucht, die (wie er annimmt) noch weniger davon verstehen als er selbst, zum Sammler, der Enthusiast ist und/oder sein Geld anlegt, zum Kunsthistoriker, der die Kunst wissenschaftlich betrachtet usw.

Aus dieser, wie gesagt sehr groben, aber nicht völlig unzutreffenden Unterscheidung zwischen K. und K. ergibt sich zwangsläufig, dass es sich keinesfalls um Synonyme handeln kann. Kunst ist zwar Teil der menschlichen Kultur, weshalb jede Kulturgeschichte zum Teil auch von Kunst handelt. Umgekehrt kann das keinesfalls gelten.

Die Tatsache, dass in der Diskussion (wie in vielen anderen, vergleichbaren Diskussionen) diese eigentlich simple Unterscheidung nicht vorgenommen wird, hat mehrere Gründe. Der Sachverhalt entbehrt, wenn die Begriffe durcheinandergeraten bzw. ungeklärt bleiben, automatisch der Präzision. Dem Gespräch darüber mangelt es zwangsläufig gleichfalls an Genauigkeit. Ein solches Gespräch kann keine Analyse zu Tage fördern, und in der Konsequenz kann es keine angemessenen Entscheidungen geben.

Das liegt nun aber quasi in der Logik der Sache, weil diejenigen, die diese diffuse Diskussion Jahr um Jahr und aus unterschiedlichsten Anlässen unermüdlich und mit großen Gesten führen (lassen), damit eine präzisere, d. h. möglicherweise konsequente, schmerzhaft, folgenreiche, eine *wirkliche* Diskussion vermeiden. Stattdessen geriert man sich wohlfeil als Freund der Kunst oder/und Kultur, zeigt viel guten Willen, klopft den Künstler\*innen uns sog. Kulturschaffenden auf die schon grotesk verrenkten Schultern und kehrt, wenn alle sich beruhigt und wieder verträsten lassen haben, zurück zu *business as usual*. Will heißen: Man wirft der Auto- und Pharmaindustrie, der Lufthansa, der Deutschen Bank und den anderen üblichen Verdächtigen die Milliarden hinterher.

Es handelt sich also nicht allein um mangelndes Unterscheidungsvermögen oder geistige Beschränktheit, wenn K. und K. verwechselt werden. Es handelt sich um Strategie. Diejenigen, die selbige bewusst einsetzen, sind Zyniker. Diejenigen, die sie wider besseren Wissens durchgehen lassen (z. B., weil sie sich als Hofberichterstatte etwas davon versprechen), sind Trittbrettfahrer und Heuchler. Diejenigen schließlich, die es nicht wissen wollen, Ignoranten, im schlimmeren Falle Profiteure. Vorschlag für einen ersten sinnvollen Schritt: Alle sollten von der Diskussion ausgeschlossen werden. Mit Zynikern, Trittbrettfahrern, Heuchlern, Profiteuren und Ignoranten ist kein Blumentopf zu gewinnen.

Soweit eine erste, bescheidene Begriffsklärung. Wir bitten, wie gesagt, um Nachsicht, dass sie etwas umständlich daherkommt. Die Sache will's. Einer komplexen Fragestellung kommt man nicht mit unterkomplexen Antworten bei.

Und wir sind nicht einmal bis zur Frage der „Systemrelevanz“ gelangt...

Fortsetzung folgt.

## 17.5.

Sind Kunst und Kultur "systemrelevant"? (II)

(Fortsetzung von gestern.)

Zur sogenannten „Systemrelevanz“. Ohne größeren Widerspruch gelten die unterprivilegierten Berufe Kranken- und Altenpfleger\*in, Kitabetreuer\*in usw. plötzlich als *systemrelevant*, nachdem diese Tätigkeiten bisher eher als moderne Sklaverei gelten durften. (Nach der Schlecker-Pleite sollten die hinausgeworfenen Mitarbeiter mal eben auf Sozialberufe umsatteln, weil kann ja jeder und ist auch beschissen bezahlt...) Aber sobald man merkt, dass hier tatsächlich wichtige Arbeit für die Gesellschaft geleistet wird, wird gelobt und geklatscht, dass es eine Art hat. Es wird m. W. sogar ein Bonus von 1000 Euro ausgeschüttet. Eine Frechheit angesichts der Bezahlung, die diese Gesellschaftsarbeiter in der Regel erfahren. Und Bezahlung ist in unserer Gesellschaft gleichbedeutend mit Wertschätzung. Und ein Almosen ist ein Almosen.

Ferner gelten natürlich auch die Deutsche Bank, die Lufthansa, VW, Mercedes und BMW als *systemrelevant*, obwohl ich bisher niemand getroffen habe, der mir z. B. sagen konnte, wer wirklich so etwas braucht wie die Wall Street und wofür. Aber anderes Thema. Diejenigen schließlich, die der Kultur oder Kunst (s. gestern) nun etwas Gutes tun wollen, ja womöglich selbst darbenende Künstler oder Kulturschaffende kennen oder sind, behaupten nun so nachdrücklich wie möglich, sie, also die K. und/oder K., sei ebenfalls SYSTEMRELEVANT.

Das klingt gut und 1 a solidarisch, gehört aber hinterfragt. Kultur, zum einen, kann kaum systemrelevant sein, weil die Kultur ja das System umfasst. Das System, in diesem Fall verkürzt das europäische oder westliche, in dem wir uns befinden, ist Teil der Kultur. Nicht umgekehrt. Wie sollte diese also systemrelevant sein? In diesem Sinne gehören die Deutsche Bank, die Lufthansa, VW, Mercedes und BMW, ja die Wall Street als Teile des Systems auch zur Kultur, also zu unserem kulturell konnotierten System oder meinetwegen zum System unserer Kultur. Sind also, wenn man so will, *kulturrelevant*. Wie die Kunst auch.

Die Kunst! Kunst, wenn sie sich denn selbst ernstnimmt, wird sich hüten, systemrelevant zu sein. Sie wird im krassen (hier ist das Wort wirklich einmal angebracht) Gegensatz dazu das System als solches radikal in Frage stellen, denn das ist ihre Aufgabe. Veränderung oder zumindest der Hinweis auf die Möglichkeit derselben ist ihr zentrales Anliegen. Wer die Gesellschaft und den Menschen nicht als änderbar betrachtet; wer also behauptet *there is no alternative*, kurz TINA; der kann mit Kunst aufhören bzw. muss als Verächter derselben angesehen werden.

Wenn jemand also behauptet, Kunst sei auch systemrelevant, spricht er/sie nicht von Kunst, sondern von dem, was der jeweilige Horizont ihm/ihr als irgendwie unterhaltsames, angenehmes, genußvolles, auch nachdenklich machendes, aber sicher nicht radikales Wohlfühlprogramm für den Feierabend nahelegt, so zwischen Bayreuth, dem Deutschen Filmpreis oder sonst einem wohlfeilen, systemaffirmativen Kitsch.

Kunst kann nur in dem Sinne systemrelevant werden, als das System selbst sich die Kunst aufrichtig leistet, *um sich von sich selbst ein Bild zu machen*. Die Kultur bzw. das System (um mal ein anderes Begriffspaar synonym zu verwenden) gäbe *selbst* der Kunst den „systemrelevanten“ Auftrag, sie bzw. es selbst, also das System, radikal in Frage zu stellen! Darum geht es aber bei dem Ruf nach Förderung und systemrelevanter Gleichstellung der Kunst/Kultur keineswegs, sonst dürften Unterhaltungs-Kitschbarden

wie Niedecken in dem Zusammenhang weder als *role model* vorkommen noch sich in ihrer Bräsigkeit dazu äußern.

Tatsache ist aber: Wenn eines NICHT gewollt ist, dann, dass die Kunst mit öffentlicher Förderung das System oder die gesamte herrschende Kultur in Frage stellt. Deshalb leistet man sich gut alimentierte Kultur- oder Kunst-Tempel: damit sie in ihrer Nische etwas leisten, das ein Kollege das „Bemalen des Rumpfes eines sinkenden Schiffs“ genannt hat. Und sich ansonsten schön ruhig verhalten. Allenfalls ist Betroffenheitskitsch gestattet, oder wie immer man das bezeichnen möchte, was Mainstream-Dekorationsgirlanden um das Desaster legt, das wir erleben, und beileibe nicht erst seit Corona.

Das ist der Grund für den Kahlschlag im Kunstbereich, der seit Jahrzehnten klammheimlich oder öffentlich-dreist vor sich geht, überall, an Theatern und Konzerthäusern, in öffentlich-rechtlichen Sendern, in Museen usw. usw. – so allgemein bekannt wie völlig wurscht. Weil: eben NICHT system... Sie wissen schon. Sobald aber die Rede ist vom "Wirtschafts-" oder "Standortfaktor" Kunst oder Kultur, ist höchste Vorsicht geboten: Es geht unter Garantie hier nicht um die Kunst, sondern um Events, Imagekampagnen, Museumsnächte, Kunstflohmärkte, Appetithäppchen für Kulturgourmets, um aufmerksamkeitshaschende, medientaugliche Entertainment-Ereignisse, garniert mit ein paar *echten* Künstler\*innen, die sich nicht zu schade oder verzweifelt genug sind, in diesem Zoo für ein paar Euro die Affen zu geben.

Was aber haben bei SPON zwei sogenannte Vorzeigekünstler wie U. Matthes und W. Niedecken zu dem Thema zu suchen? Matthes ist immerhin so aufrichtig, sich selbst im Vergleich zu freiberuflichen Kolleg\*innen als privilegiert zu bezeichnen mit seinem Fest-Engagement an einem großen Theater, garniert durch Hörfunk, Film und Fernsehen. Niedecken sagt, es ginge ihm selbst nicht schlecht (eine gewagte Aussage für einen mehrfachen Millionär), aber um die Musiker seiner Band stünde es schon ganz anders, nämlich besorgniserregend. Nun geht Niedecken mir schon seit ziemlich genau 4 Jahrzehnten mit seinem pseudo-linken Gehabe, mit dem der in Wirklichkeit gesellschaftlichen Beton anrührt, schwer auf die Nerven. Rührselige Texte mit altbackener Musik, und das Ganze tut seit jeher so, als sei es auf der Höhe der Zeit und Teil irgendeiner *Szene*, ist aber einfach aus den späten 60ern und frühen 70ern frech abgekupfert, ansonsten frei von Eigenschaften, und die wechselnden Musiker sorgen dafür, dass das Ganze sich im Mainstreammarkt behaupten kann. Und dann entblödet W. N. sich nicht einmal, als Gast von Xavier Naidoo – jawohl, *dem* Naidoo – in, Achtung: Südafrika (oder war's Namibia?) mit anderen gegenseitig Schlager nachzuinterpretieren, Luxusvilla und afrikanischen Sonnenuntergang inklusive.

Und statt als reicher Sack, GEMA-Krösus und vielfacher Hausbesitzer seinen Musikern unter die Arme zu greifen und das Prinzip des TEILENS zu praktizieren, verhält Niedecken sich wie ein X-beliebiger Ausbeuter, der in seinem *Retreat* noch jedwede Krise aussitzt, Sonntagsreden hält und Krokodilstränen über die arme Kultur heult. Aber von Mainstream-Medien wie SPON werden solche Herrschaften immer und immer wieder dazu befragt, von denen alle Beteiligten im Grunde nicht den blassesten Schimmer haben, nämlich Kunst und Kultur. Es lebe der Kontostand! Es lebe die mediale Aufmerksamkeit!

Jetzt könnten wir EVENTUELL mit der ungeheuer wichtigen Diskussion beginnen, ob die besagten Kunst- und Kulturschaffenden ebenso mit öffentlichem Geld beworfen werden sollen wie die Deutsche Bank, die Lufthansa oder VW, Mercedes und BMW.

Klare Antwort: Natürlich, her mit dem bißchen Kohle, jedes Almosen wird genommen.

Andererseits: Natürlich nicht!

Weil, wie die NRW-Kulturministerin (!) verlauten ließ, man nicht Künstler wird, um ordentlich zu verdienen. Frau Pfeiffer-Poensgen muss es ja wissen. (Wie kommen diese nichtsahnenden Menschen eigentlich immer an diese Posten im sog. Kulturbereich? Wie?!) Um das Klischee anders zu fassen: Künstler waren immer schon dann am besten, wenn sie ordentlich hungern und frieren mussten. Nicht wahr, Frau Ministerin? Und Merkel tröstet die Künstler "dadurch, dass wir sagen, wie wichtig Sie für uns sind".

Hoch das Champagnerglas!

Ach übrigens... Worum geht es eigentlich? Ach – um 1000 bis 2000 Euro pro Künstlernase? Um, was, 1180... Selbstbehalt... Oder um, Hartz was, wie lange, zig Seiten Anträge für... Wozu die Aufregung?! Das ist ein paar Mal die Großstadtmiete, dann ist der Geldsegen weg... Und dann?... Ach ja, wir machen das ja, weil es uns *Spaß macht*... Wie konnte ich das vergessen.

## 18.5.

Wie seltsam: Erst vor wenigen Tagen erwähnte ich "Die Verachtung" von Godard. Michel Piccolis erste große Filmrolle.

Gestern erfuhr man, dass Piccoli vor wenigen Tagen gestorben ist. Er wurde 94 Jahre alt.

Einer seiner wichtigsten Filme ist wohl immer noch eine Art Insider-Tipp: "Themroc".

"Themroc" ist die Geschichte eines Arbeiters, der Tag für Tag dasselben nervtötende Leben mit derselben nervtötenden Arbeit und Routine führt, bis er sich aus unerfindlichen Gründen entschließt, Konsequenzen zu ziehen. Er mauert seine Wohnungstür zu, schlägt die Außenmauer der Wohnung ein, wirft alle Möbel hinaus und beginnt ein Dasein als nackter, fressender, brüllender, ansonsten stummer, kopulierender Troglodyt. Er infiziert damit seine Umgebung, andere beginnen, es ihm nachzutun, und als die Polizei einschreiten will, kommt es zum Äußersten: Polizisten werden am Spieß gebraten und aufgefressen. Der einzige identifizierbare Laut im Film ist der rätselhafte Namens-Schrei "Themroc".

Piccoli filmte mit Buñuel, mit Jacques Demy, Claude Sautet, Alain Resnais, Jean-Pierre Melville, Alfred Hitchcock, Louis Malle, Jacques Rivette, Claude Chabrol – am bekanntesten sind vielleicht seine Arbeiten mit Romy Schneider und sein Auftritt in "Das große Fressen".

Aber unvergeßlich ist sein grunzender, rebellischer Silberrücken „Themroc".

## 19.5.

Eine Bekannte arbeitet in einer Einrichtung, in der Behinderte, insbesondere Gehörlose in betreuten Wohngruppen leben. Nun gilt auch hier für die Mitarbeiter Maskenzwang, d. h. die gehörlosen Jugendlichen können nicht von den Lippen ihrer Betreuer lesen. Angeblich konnte der Träger bislang keine Acryl-Visiere bekommen. Seltsam, ich sehe andauernd Leute, die welche tragen.

Die gehörlosen Kinder können wegen der Abstandsregeln z. B. auch nicht ohne weiteres geweckt werden. Was tun? Zwei-Meter-Stangen mit pieksigen Metalldingen oder kleinen Elektroschockern am Ende? Mit Gegenständen bewerfen? Das gute alte Blasrohr kommt ja nicht in Frage, wg. der Aerosole.

Geschäftsidee: Statt Acrylglas-Visiere einfach Bildschirme, die genauso vor das Gesicht geschnallt werden, auf der Rückseite hätten die Screens eine kleine Kamera, die das Gesicht des Trägers abfilmt, das *realtime* vorn zu sehen ist. Der Sprecher ist durch den Bildschirm geschützt, der Adressat hat kein Verständnisproblem, und wir bewegen uns alle wieder einen kleinen Schritt weiter Richtung Online-Universum, das ohne lästige Körper auskommt, dafür aber mit viel, viel Sicherheit und Distanz bietet.

Wir alle sind auf Körperkontakt angewiesen. Wir verkümmern sonst. Aber wir sind es in unterschiedlichem Maße. Säuglinge mehr als Erwachsene, Gehörlose mehr als Menschen mit normalem Hörvermögen. Insgesamt trifft die sog. Corona-Krise Randgruppen wie Kinder, Alte, Behinderte am härtesten. Dabei ist die direkte Erkrankung nur ein Risiko unter vielen.

DASS wir möglichst alle leben bzw. überleben, hat oberste Priorität. Dafür werden wir gegenseitig verantwortlich gemacht. Für jeden Gefährdeten trage ICH die Mitverantwortung.

WIE wir alle leben über das Überleben hinaus, ist nicht mehr so wichtig.  
 „Konsumenten haben vor allem zu leben, egal wie, denn Leben ist die erste Voraussetzung für den Konsum. Tote konsumieren nicht.“  
 Jeff Bezos, Eigentümer von Amazon

Jeff Bezos' Gesamtvermögen beträgt heute ca. 150 Milliarden USD. Schläft er acht Stunden am Stück, verdient er währenddessen 35 Millionen Dollar. Ein Wimpernschlag, der etwa 0,15 Sekunden dauert, bringt 180 Dollar. Pro Stunde ca. 4,3 Millionen. Pro Tag knapp 104 Millionen.

Das Zitat ist erfunden. Die Fakten nicht.

## 20.5.

Der 20. Mai ist seit 2018 **Weltbienentag**. Es ist, man mag es glauben oder nicht, ein Zufall: Ausgerechnet heute dokumentiere ich das Gespräch mit dem Imker und Bienensachverständigen Dr. Andreas Vogel, Benninghausen.

Auf der Suche nach Fotomotiven in und um Lippstadt bin ich am 18. Mai unterwegs von Stirpe nach Benninghausen und treffe auf einige Gebäude an einer Bahnbrücke. Vor einem alten Haus stehen zwei Linden, daneben ein Schild „Honig zu verkaufen“. Der Eigentümer, Dr. Andreas Vogel, ist skeptisch, was das Fotografieren auf seinen Grundstücken angeht, willigt aber spontan ein, mit mir ein Gespräch zu führen.

\*\*\*

*DR (kursiv)*

*Herr Vogel, Ihrem Zungenschlag nach zu urteilen, stammen Sie von hier.*

Andreas Vogel:

Ja, das ist mein Geburtshaus. Wir befinden uns in Lippstadt-Benninghausen am alten Bahnhof.

*Ein schönes altes Backsteinhaus.*

Es hat an der Fassade ordentlich Kriegsschäden, wie Sie sehen, da ist im 2. WK eine Luftmine hochgegangen. Die wollten eigentlich eine Lokomotive treffen.

*Weil es damals den Bahnhof noch gab?*

Genau. Die Lokomotiven flüchteten immer unter die Brücke. Haben sich versteckt. Deshalb musste mein Vater 22 Mal die Fenster neu einglasen. Jetzt gibt es eine neue Brücke, die ist vor 10 Jahren gebaut worden. Die alte Brücke hatte zwar Löcher von den Einschüssen, aber ansonsten war sie noch intakt. Hat also 100 Jahre gehalten.

*Hatte Ihre Familie mit dem Bahnhof zu tun?*

Ja, indirekt. Meine Vorfahren hatten hier einen Landhandel. Das bedeutete, sie kauften bei den Bauern Getreide auf, verkauften ihnen Kohle, und der Transport lief über die Bahn. Hier vorn sind alte Gleisflächen, da kamen Waggons an, und die Kohlen wurden per Schaufel ausgeladen. Die Bauern sind mit ihren Wagen vorgefahren, haben selbst Zuckerrüben verladen, auf der Ladestraße direkt in die Waggons; das kann man jetzt nicht mehr sehen.

*Also kein Landhandel im Sinne von Tante-Emma-Laden, sondern ein Handelsbetrieb.*

Genau. Das Haus nebenan ist das alte Lagerhaus für Getreide. Auf dem Hof lagen die Kohlen. Auch Kunstdünger wurde gelagert usw.; Landhandel heißt in diesem Sinne: Was die Landwirtschaft brauchte, wurde hier umgeschlagen. Büro mit mehreren Mitarbeitern, Sackkarren, sogar eine alte Mühle stand dabei, Vorrichtungen, um das Getreide zu reinigen... Mitte der 50er Jahre lohnte sich das nicht mehr, und das Geschäft wurde aufgegeben.

*Was für eine Linie war das? Die Reichsbahn? Oder eine regionale Bahngesellschaft?*

Das ist die Hauptstrecke vom Ruhrgebiet nach Kassel. Es gab hier einen Bahnhof mit Rangierbetrieb. Noch heute existiert ein Gleisanschluss für "Lange Gas".

*Kenne ich – Lange Gas ist ein Sponsor meines Projekts „Lichtpromenade Lippstadt“.*

Der Landhandel hatte eigene Brückenwaagen, wo gewogen wurde, wieviele Kilo Kohle oder Getreide die Wagen geladen hatten. Ich war dabei, als diese alten Waagen ausgebaut und verschrottet wurden. Den ganzen Betrieb vorher habe ich nicht mehr erlebt. Ich bin Jahrgang 1959, da war das schon zu Ende. Die Brückenwaage wurde weiter betrieben, da konnte man für 10 Pfennig alles wiegen lassen. Beim Abbruch war ich dabei, das wird ca. 1974 gewesen sein.

*Sie selbst sind jetzt Lehrer in Körbecke, also Pendler, und ich habe heute Glück, Sie vormittags anzutreffen, weil Sie wegen Corona zu Heimarbeit verdonnert sind.*

Genau, Homeschooling per Video-Chat.

*Und wie finden Sie das?*

Ist okay... Geht... Am Anfang konnten wir das nicht, aber jetzt haben wir uns alle eingearbeitet, Kollegen haben das installiert, und wir haben uns hineingekämpft. Wir kommen damit klar. Ich erreiche nicht alle Schüler, aber fast alle.

*Vorher waren Sie noch kein Internet-Freak.*

Nein. Man schaut schonmal bei Ebay oder dergleichen, aber „Homeschooling“ kannten wir nicht.

*Also kann man sagen, es ist auch eine Fortbildung, bundes- oder sogar weltweit.*

Man kommt ja sonst an die Schüler nicht mehr ran. Wir haben einen Stamm von jüngeren Kollegen, die vor Ort unterrichten, aber auch eingeschränkt, mit halben Klassen und auch nur ein paar Stunden pro Tag.

*Um was für eine Schule handelt es sich?*

Eine Sekundarschule.

*Welches Fach unterrichten Sie?*

Ich bin Biologielehrer.

*Ach so - daher auch die Faszination für Bienen. Das ist das Thema, über das wir eigentlich sprechen wollen. Das ist Ihre private Leidenschaft.*

Ja, aber ich bin über die Schule an die Bienen gekommen. Ich war früher in Geseke, und da gab es einen Kollegen, der gerade pensioniert worden war. Der hatte dort 30 Jahre lang eine Bienen-AG. Ich wollte schon als Schüler Imker werden, das hatte aber nicht geklappt; ich hatte keine Anleitung, da ist das Interesse versandet. Dieser Kollege hat mir dann gezeigt, wie man mit Bienen in der Schule umgeht. Das ist ein Riesen-Unterschied: Nur Imker sein oder Schul-Imker.

*Muss man aufpassen, dass den Schülern nichts passiert?*

Das auch. Vor allem muss man nebenher viel Material haben für die Schüler. Das ist ein umfangreiches Gebiet: Die Bienensprache, Tänze usw. Ich bastele mit den Schülern z. B. einen Kompass und gebe ihnen an: Wo ist der Bienenstock, wo ist der blühende Baum. Dann müssen die Schüler herausfinden, wie die Biene tanzt. Oder umgekehrt: Die Biene tanzt, es gibt den Bienenstock und verschiedene Blütenstandorte. Dann müssen die Schüler erkennen, wenn die Biene so oder so tanzt, welche Blüte ist gemeint?

*Und wie finden die Schüler das?*

Meine Bienen-AG ist immer weit überbucht. Wir gießen auch Kerzen, an die 200 Formen habe ich mit den Schülern entwickelt. Immer, wenn wir Honig verkauft haben, wurden die Erlöse in neue Formen gesteckt.

*Es gibt ja noch viele andere Bienen-Produkte, etwa im Bereich Gesundheit.*

Wir machen Lippenpflegestifte, Handschmeichler... Holt eine Hülse. Wir kaufen leere Lippenstifthülsen. Man macht eine Mischung, in diesem Fall Lippenpflegestift Propolis, mit Yoyoba-Öl, Bienenwachs, Kakaobutter und Propolistinktur. „Nach Dr. Vogel“, das bin ich. 7 Gramm, Haltbarkeit 30.10.2021. Die erwärmte, flüssige Substanz wird in einer Spritze aufgezogen und hineingespritzt. 15 Minuten Erhärtung, und fertig ist der Lippenpflegestift.

*Und wie steht es insgesamt um die Bienen?*

Schlecht, ganz schlecht.

Es gibt verschiedene Faktoren.

Am dramatischsten setzt den Bienen eine Milbe zu, die Varroa-Milbe. Die ist vor ca. 30 Jahren aus Südostasien eingeschleppt worden. Die Bienenarten in Südostasien kommen mit diesem Parasiten zurecht, aber die hiesigen gar nicht. Die Milbe schiebt sich zwischen die Hinterleibsringe der Bienen und knabbert sie an, d. h. die Bienen bekommen Verletzungen. Die Milbe ist im Vergleich groß; das muss man sich im Verhältnis so vorstellen, als hätten wir ein Kaninchen am Hals sitzen. Die Milbe reißt den Bienen Lücken in ihre Chitinhäute, dadurch werden die Bienen geschwächt, und es dringen Krankheitskeime ein. Die Milben haben eine exponentielle Vermehrungsrate, so dass auch starke Bienenvölker im September, Oktober schon zusammenbrechen.

*Was man liest, ist aber doch auch, dass die konventionelle Form der Landwirtschaft den Bienen schadet? Spritzen, Monokultur, fehlende Lebensräume...*

Unter der traditionellen Landwirtschaft, wie sie früher üblich war und heute eher selten geworden ist, leiden Bienen weniger. Der aggressive Einsatz von Spritzmitteln haut sie schon um. Es hat schon Prozesse gegeben, die Imker gegen Chemiekonzerne gewonnen haben, oder es wurden Vergleiche geschlossen und Gelder gezahlt.

*Aber dadurch ändert sich das Prinzip wohl nicht?*

Nein, das Prinzip ändert sich nicht.

Das Problem für die Bienen ist, dass ihnen die Blüte fehlt. Auch hier im Kreis Soest hat es eine riesige Veränderung der Landschaft gegeben. Wenn man sich alte Karten anschaut, erkennt man viele Wiesen- und Weidegebiete, wo Heu gemacht und Rinder gehalten wurden...

*Von welcher Zeit sprechen wir da? Bis wann gab es das?*

Bis zum zweiten Weltkrieg. Früher hatte fast jeder Bauer hier eine kleine Rinderherde, das ist selten geworden. Die Wiesen- und Weidenflächen sind zu Ackerland umgebrochen worden. Da wachsen jetzt Mais, Raps, viel Getreide; und Getreide ist für Bienen nichts. Hier, diese Brachflächen ringsum, das ist super, da können sie sich über Wasser halten. Ich habe auch an der Schule am Möhnesee Bienenvölker stehen, die haben stets mehr Honig, den Bienen geht es besser als hier, wo wir wie auf einer Insel in einer agrarischen Umgebung wohnen. Ringsum ist nur Getreide.

*Pflanzen Sie dann hier auch vornehmlich bienenfreundliche Gewächse an?*

Das Brachland am Bahndamm zum Beispiel, das mir ebenfalls gehört: Da habe ich gar nicht viel unternommen, aber es wächst alles Mögliche, Thymian, Margeriten, Beinwell, lauter Pflanzen, die Bienen lieben, und das wird nur einmal im Jahr gemäht. Ansonsten ist die Fläche sich selbst überlassen. Als Imker kann ich ja nicht mit dem Rasenmäher da rangehen, dann würde ich den Bienen alle Nahrungsquellen wegnehmen.

*Geht es dadurch auch den Vögeln besser?*

Natürlich! Wir haben hier in unmittelbarer Umgebung drei Nachtigallenmännchen, die singen. Eins hinter dem Haus, eins hier im Gebüsch und eins im Garten.

*Ganz schön laut, oder?*

Das geht die ganze Nacht... Meine Frau beschwert sich schon... Zwei hatten wir hier schon immer, ganz neu ist die Nachtigall im Garten. Auch im Garten werden nur die Randbereiche gemäht, den Rest lassen wir wachsen, das bleibt so urig, und seit diesem Jahr ist da auch eine Nachtigall.

*Sie haben gesagt, an der Schule produzieren die Bienen mehr Honig. Sind nicht auch in den Städten vermehrt Bienen unterwegs? Ich kenne Museen und Theater, die Bienenvölker auf den Dächern haben. Geht es den Bienen in den Städten besser, weil dort nicht gespritzt wird?*

In den Städten gibt es Parks und Gärten mit Blumenbeeten, Stauden, auch Brachflächen dazwischen...

*Oder Nachbarn, die sich für einen Fleck Grün verantwortlich erklären, Partnerschaften übernehmen und sich kümmern. Es ist wahrscheinlich nicht so ein Kahlschlag wie auf dem Land.*

Genau. Hier zum Beispiel: ringsum Getreide und nicht ein einziges Feld, auf dem eine Blüte zu finden ist. Auch Raps ist dieses Jahr hier nicht angebaut worden. Das wäre auch noch was für Bienen. Auf allen Seiten, zwischen hier und Benninghausen, alles Getreide, an die 40, 50 Hektar. Nur wir hier sind eine kleine Insel.

*Handhaben Bio-Bauern das anders?*

Das werden keine Spritzmittel eingesetzt. Das ist ein großer Unterschied.

*Wie ist denn Ihre Einschätzung? Was wird in den nächsten Jahren aus den Bienen? Das kann doch langfristig dramatische Auswirkungen für uns alle haben. Bienen sind ja für vieles verantwortlich, von dem auch wir Menschen abhängen, wenn ich z. B. an Obstbäume denke.*

Es gäbe kein Obst ohne die Bienen und natürlich auch die Hummel usw.

Es gibt eine große Veränderung, was die Aufmerksamkeit der Menschen angeht. Als ich anfang mit der Imkerei, mit vielleicht 47 Jahren, war ich praktisch der jüngste Imker dort. Das war um die Jahrtausendwende. Heute haben die Imkervereine viele jüngere Mitglieder; die Zahl der Imker ist ganz deutlich gestiegen. Das war eine Zeitlang ganz dramatisch. Es gab immer weniger Imkervereine auf den Dörfern, vorher hatte jedes Dorf seinen Imkerverein, auch Benninghausen hier, aber dann starben die alten Imker aus, und das war's. Ein paar sind vielleicht übrig geblieben, aber die sind in die nächste Stadt gezogen, nach Lippstadt zum Beispiel. Aber jetzt gibt es eine Art Renaissance des Imkerwesens.

*Das heißt aber, die unterbrochene Tradition muss mit einem neuen Bewusstsein wiederentdeckt werden.*

Völlig richtig.

*Die Tradition ist vorbei, und mit den Leuten ist auch das Wissen zum Teil verloren gegangen. Diejenigen, die jetzt neu anfangen, weil sie z. B. die Natur schützen und sich engagieren möchten, also eine Art „Avantgarde“ im Naturverständnis, müssen sich das neu aneignen und von Leuten wie Ihnen lernen. Das Wissen wird nicht mehr selbstverständlich weitergegeben.*

Die alten Imker habe es meist von ihrem Vater geerbt oder übernommen. Die Imkerei ist die komplizierteste Tierhaltung, die es gibt...

*Deswegen mussten Sie es damals auch von Ihrem Kollegen gezeigt bekommen.*

Genau. Das war ein langer Lernprozess mit manchen Irrtümern und Fallen, in die man getappt ist. Allein kann man das unmöglich schaffen. Man braucht Leute, die einem das zeigen.

*Zur Landschaftspflege, die die Bienen betreiben, gehören auch verwandte Arten wie Hummeln, Wespen, Hornissen... Was empfehlen Sie denn Leuten, die feststellen, dass sie ein Wespen- oder Hornissennest haben?*

In Ruhe lassen. Die tun keinem was. In der alten Bruchsteinscheune hier haben wir seit 20, 30 Jahren Hornissen, und die tun einem nichts. Die klauen sich manchmal eine Biene. Die Hornisse gehört zu den Wespenarten, das sind Jäger. Die fliegen vor den Bienenkästen hin und her und warten, dass eine herauskommt. Die packen sie, fliegen zum nächsten Baumstamm, zerlegen sie und futtern sie auf.

*Das können Sie sehen?*

Das habe ich beobachtet. Das finde ich interessant. Die Hornissenvölker bestehen nur aus einigen hundert Tieren, die stören eigentlich nicht.

*Meine allererste Hörspiel-Arbeit war eine Musik für eine Radiofassung der „Biene Maja“, beruhend auf dem Originalbuch von Waldemar Bonsels von 1912. Ende der 80er für den WDR. Da kommen diese Kämpfe zwischen Hornissen oder Wespen und den Bienen auch vor.*

Wespen oder auch Hornissen und Bienen sind keine Freunde. Im Herbst kommen manchmal Wespen zu geschwächten Bienenvölkern, um sie auszuraubern. Sie wollen den Honig, die Larven, Maden, da gibt es zuweilen erbitterte Kämpfe.

*Was Bonsels in der Geschichte beschreibt, dass das Bienenvolk sich wappnen muss gegen den Angriff der Wespen, mit Wächtern usw., ist also gar nicht so weit hergeholt?*

Nein, das gibt es alles. Die Bienen haben tatsächlich ihre Wächter, sie haben eine ausgeklügelte Arbeitsteilung. Jede Biene übt jeden Job in ihrem Volk eine Zeitlang aus. Sie fangen, wenn sie ein paar Tage alt sind, als Ammenbienen an. Die Jungbienen erkennt man an ihrer grauen Farbe. Je älter eine Biene ist, um so dunkler wird sie, weil die Bienen im Laufe des Lebens ihre Haare verlieren, da kommt der dunkler gefärbte Körper durch. Wenn die Jungbienen sich um die kleinen Larven gekümmert haben, kommen sie in die nächsten Berufe. Dann müssen sie als Putzbienen den Stock sauber halten, und irgendwann, wenn sie genug Gift in ihrer Blase haben, werden sie aggressive Wächterbienen. Man erkennt das, wenn man das Volk beobachtet. Die Bienen, die am Flugloch herumlaufen, sind die Wächter und prüfen, wer hineindarf. Der muss den richtigen Geruch haben. Oder er muss Honig mitbringen als Gastgeschenk, dann darf er auch hinein.

*Wie genau kennen Bienen ihre Umgebung?*

Sehr genau.

*Aber sie können umgesiedelt werden?*

Ja, aber man muss sie mehr als 3 Kilometer entfernen, damit sie nicht sofort zurückkommen. Man macht eine Art Völkervermehrung. Man nimmt einen Teil eines Bienenvolkes und stellt ihn weit weg auf, am besten 5 Kilometer. Dann bekommt das Volk eine neue Königin, und die Sammelbienen fliegen nicht sofort alle zurück zu ihrem alten Standort.

\*\*\*

Anschließend zeigt Andreas Vogel mir seine Bienenstöcke. In der durch Corona erzwungenen Pause hat er im Garten eine Reihe von Basaltstelen aufgestellt, die von der alten Bahnbrücke stammen. Als ich von Beuys' und den „7000 Eichen“ in Kassel spreche, ist er überrascht; ihm war nicht bewusst, dass Beuys neben anderen Materialien wie Fett, Wachs, Blut, Filz oder Knochen auch Honig genutzt hat. Ich bekomme nun die Erlaubnis zu fotografieren, darf für die Klangsammlung die Bienenstöcke aufnehmen und werde dabei, wie es sich gehört, gestochen. Zum Abschluss wähle ich aus dem reichhaltigen Sortiment von Honigprodukten noch Honig, Lippenpflegestifte, Met, Honigseife und Kerzen aus.

## 21.5.

20. Mai. Lipperbruch. Die Kirche St. Maria Frieden ist ein schmuckloses Nachkriegsgebäude mit Glasmalereien der Paderborner Firma Peters und einem monochrom gestalteten Kreuzweg, die den Zeitgeist der 50er Jahre atmen. Die Sitzreihen sind wie jetzt überall gekennzeichnet. Hier wurde mit rotweißen Absperrbändern gearbeitet. Drei Putti auf dem Gemälde der Friedensmutter, das namensstiftend für die Kirche gewesen ist, haben Mühe, die Welt zu Füßen Mariens zu halten, ohne von ihr abzurutschen und ins Nichts zu fallen. Ein vierter Putto versucht, mit einem Palmwedel den Brand in Europa, vor allem in der Sowjetunion zu löschen. "Dieses Bild, das sehr eindrucksvoll die ruhelose Zeit nach dem 2. Weltkrieg und die Sehnsucht nach Heimat, Geborgenheit und Frieden widerspiegelt, schuf der heimatvertriebene schlesische Künstler Blaschke und schenkte es seinen Landsleuten, die hier auf dem Lipperbruch eine neue Heimat fanden."

Draußen sind Gartenarbeiten der Gemeinde im Gange, aber die Motoren werden freundlicherweise für einige Minuten ausgestellt. Als die Tonaufnahmen beginnen sollen, kommt eine alte Frau mit Rollator herein, um zu beten, und aktiviert durch einen Bewegungsmelder in der Kerzennische ein lautes Gebläse. Die Frau verlässt die Kirche wieder. Das Gebläse nicht. Die Aufnahmen werden mit dem Grundton des Gebläses im Hintergrund gemacht. Auch die chromatisch gestimmten Altarschellen werden dokumentiert.

Cappel. Wir fahren über die Beckumer Straße, an der WLE, Hella und Rothe Erde ihre Werke haben, zum Ortsteil Cappel, der deutlich älter ist als die Kernstadt, passieren die Einfahrt zum Stift und fallen aus der Zeit. Der Ortsname Cappel stammt von einer „Kapelle“, die möglicherweise von Karl dem Großen nach einer Schlacht gegen die Sachsen gegründet worden ist. In der Nähe der kalkverputzten Wände der Stiftskirche meint man, andere, weniger gegenwartsgeschwängerte Luft zu atmen. Die Fachwerkhäuser neben der Kirche sind bewohnt, man sieht keine Menschenseele. Hinter den Häusern lautes Froschquaken aus einem kleinen Teich. In der Stiftskirche ein Glockenspiel, weitere Tonaufnahmen.

Auf einem alten Bauernhof in der Nähe des Zusammenflusses von Glenne und Lippe gibt es eine winzige Kapelle. Der Eigentümer gestattet, die Kapelle zu besichtigen und die Glocke aufzunehmen. Der Böbbinghof stammt aus dem 15. Jahrhundert und hat mehrfach Zerstörungen und Wiederaufbau gesehen. Die erste Hofkapelle wurde 1770 errichtet, mehrfach wegen Baufälligkeit abgebrochen und renoviert, die jetzige trägt über dem Eingang die Jahreszahl 1903, ist also auch schon 120 Jahre alt. Die Glocke ist noch von 1770 und konnte durch alle „Kriegswirren“, wie es im Informationsblatt heißt, gerettet werden. Bis 1939 wurden die Verstorbenen des Hofes „von hier aus über die Lippe mit einem Kahn übergesetzt und durch die Lippewiesen zum Friedhof nach Hellinghausen gefahren“. Nach Plünderungen 1945 wurde die Kapelle erneut restauriert; das Meßbuch, ein Kelch und ein kriegsamputierter Engel blieben erhalten.

In Hellinghausen findet eine öffentliche Probe des 50köpfigen Blasorchesters auf dem Schützenplatz statt. Die Musiker\*innen stehen mehr oder weniger unbeweglich im vorgeschriebenen Abstand auf Kreidekreuzen auf dem Boden, rundherum etwas Publikum, das aufgefordert ist, sich ebenfalls an die Abstandsregeln zu halten. Auf dem Friedhof gegenüber die alten Gräber der Familie Schorlemer, darunter werden auch die

vom Böbbinghof sein. Die Barockkirche St. Clemens, einige Hundert Meter von Hellinghausen entfernt in der Mersch gelegen, enthält das "steinerne Brot"; der Legende nach wurde hier durch einen Fluch Brot zu Stein. Ebenfalls bereits 825 wurde hier auf Veranlassung einer Verwandten Karls des Großen eine Kirche gebaut. Nach der Zerstörung im 17. Jahrhundert dauerte es hundert Jahre, bis die heutige Kirche errichtet wurde. Nur der alte Turm blieb stehen. Auch hier, auf der sogenannten *Gottesinsel*, kein Mensch. Von weitem weht der Wind den Klang der Blechbläser herüber, zum wievielten Mal an diesem Tag ein Kuckuck, zwei verwaiste Fachwerkgebäude, alte Kopfweiden, Vogelgezwitscher.

An den Rändern der Wohngebiete findet man vereinsamte Flecken, die Zeit atmen. Alles Übrige ist von Betriebsamkeit erfüllt. Sinnlos gewordene Dorfrituale halten scheinbare Traditionen aufrecht. Dorfknepen berufen sich auf Familientradition, haben sich aber längst ohne Gegenwehr der alles verschlingenden Gegenwart ergeben. Die alten Flecken eignen sich nicht zum Konsum. Das Wissen um sie verschwindet. Noch sind alte Eichen, Linden und Weiden Zeuge. Den Heutigen, Gegenwartssüchtigen gehen die Orte verloren.

## 22.5.

Auf meine Anfrage, wie, wann und wo ggfs. geplante Veranstaltungen im Rahmen der "heimat.kunden" wieder stattfinden können, erhielt ich seitens der Stadt Lippstadt folgende Antwort (Auszüge):

"Wie schon gesagt, ist es theoretisch möglich, unter bestimmten Voraussetzungen Veranstaltungen durchzuführen.

Dazu bedarf es dann einer Genehmigung durch die ordnungsbehördlichen Stellen, bei denen ein Antrag unter Vorlage eines strenges Hygiene-Schutzkonzeptes, nach den Bestimmungen des §8 (1) der Corona-Schutzverordnung des Landes NRW zu stellen ist. Was in einem solchen Vor-Ort-Konzept mit grundlegenden Schutzvorkehrungen, die individuell an die jeweilige Spielstätte, Einrichtung oder Veranstaltung angepasst werden müssen, zu regeln ist, ergibt sich aus der anhängenden Datei „RS\_S3074\_Anlage\_1\_Eckpunkte.pdf“. Diese beziehen sich zwar auf Veranstaltungen innerhalb von Räumlichkeiten, sind aber mit leichten Abwandlungen so auch für Veranstaltungen im Freien anzuwenden. Dabei gilt u.a. z.B. für die Teilnehmerzahlen, höchstens eine Person pro 10 qm. Einzurechnen sind nicht nur Besucher sondern auch Akteure oder Ordnungspersonal.

Abschließend sei gesagt, dass wir bei dem zu betreibenden Aufwand, dem wahrscheinlich erforderlichen zusätzlichem Personalaufwand und der sich laufend ändernden Rechtslage der Auffassung sind, zurzeit noch von Veranstaltungen abzusehen."

Weiter heißt es:

"'Kleinere Veranstaltungen' sind ebenso wenig definiert wie Großveranstaltungen, dafür gibt es aber ein grundsätzliches Verbot für Aufführungen und Konzerte, von dem es wiederum Ausnahmen gibt. Entscheidend sind das, was aufgeführt wird, die Örtlichkeit, das Publikumsaufkommen und ggf. das jeweils aufzustellende oder für den Veranstaltungsort geltende Hygienekonzept. In Zweifelsfällen kann man eine

Einschätzung bezüglich der Einhaltung der CoronaschutzVO nach Vorlage der Konzepte durch den Krisenstab bekommen, nicht aber Hilfestellung für die Aufstellung der Konzepte selbst. Hier ist jeder Veranstalter selbst gefragt. Am Ende ist für Konzerte und Aufführungen eine vorhabenbezogene Ausnahmegenehmigung durch die Ordnungsbehörde notwendig.

Hinweis: Die CoronaschutzVO wird sich in der nächsten Woche wieder ändern und vermutlich 2 weitere Wochen später erneut. Das ist der derzeitige Rahmen:

#### § 8 Kultur

(1) In geschlossenen Räumen sind Konzerte und Aufführungen von Theatern, Opern- und Konzerthäusern und anderen Einrichtungen bis auf weiteres untersagt; die nach dem Landesrecht für Schutzmaßnahmen nach § 28 Absatz 1 des Infektionsschutzgesetzes zuständigen Behörden können auf der Grundlage eines strengen Hygienekonzepts Ausnahmen für Konzerte und Aufführungen mit bis zu 100 Zuschauern zulassen. Bei Aufführungen im Freien sind geeignete Vorkehrungen zur Hygiene, zur Steuerung des Zutritts und zur Gewährleistung eines Mindestabstands von 1,5 Metern zwischen Personen (auch in Warteschlangen) sicherzustellen; in jedem Fall sind nicht mehr als 100 Zuschauer zulässig. (2) Bei Proben in den in Absatz 1 genannten Einrichtungen sind geeignete Vorkehrungen zur Hygiene und zur Gewährleistung eines Mindestabstands von 1,5 Metern zwischen Personen (bei Sprechtheater: 2 Meter) sicherzustellen; Zuschauern ist der Zutritt zu den Proberäumen zu verwehren. Proben in atmungsaktiven Fächern (insbesondere Gesang, Blasinstrumente) dürfen bis auf weiteres nicht in Gruppen (Chor, Ensemble, Orchester) durchgeführt werden. (3) Musikfeste, Festivals und ähnliche Kulturveranstaltungen sind bis mindestens zum 31. August 2020 untersagt. (4) Beim Betrieb von Museen, Kunstaustellungen, Galerien, Schlössern, Burgen, Gedenkstätten und ähnlichen Einrichtungen sind geeignete Vorkehrungen zur Hygiene, zur Steuerung des Zutritts, zur Gewährleistung eines Mindestabstands von 1,5 Metern zwischen Personen (auch in Warteschlangen) und gegebenenfalls zur Umsetzung einer Pflicht zum Tragen einer Mund-Nase-Bedeckung (§ 2 Absatz 3) sicherzustellen. Die Anzahl von gleichzeitig anwesenden Besuchern darf eine Person pro zehn Quadratmeter der für Besucher geöffneten Fläche nicht übersteigen. (5) Der Betrieb von Kinos ist untersagt. Zulässig ist der Betrieb von Autokinos, Autotheatern usw., wenn der Abstand zwischen den Fahrzeugen mindestens 1,5 m beträgt und der Ticketerwerb und die Nutzung von Sanitärräumen den Vorgaben für den Handel nach § 11 Absatz 1 entsprechen; für die Insassen der Fahrzeuge gilt § 1 Absatz 2."

Zitate aus der Pressemitteilung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien:

Staatsministerin Monika Grütters: „Künstlerinnen, Künstler und Kreative sind durch die massiven Einschränkungen des öffentlichen Lebens besonders stark betroffen und zum Teil mit existenziellen Nöten konfrontiert. Um sie zu unterstützen und weitreichende Schäden an der einzigartigen kulturellen Infrastruktur unseres Landes abzuwenden, habe ich seit Beginn der Covid19-Krise nicht nur dafür gesorgt, dass die spezifischen Belange der Kultur in den Hilfsmaßnahmen des Bundes berücksichtigt werden, sondern auch Fördermöglichkeiten meines Hauses entsprechend angepasst. Darüber hinaus brauchen wir jetzt eine Perspektive für eine verantwortbare Wiederöffnung der Kultureinrichtungen verschiedener Sparten. Das vorliegende Bund-Länder-Papier bietet dafür eine praxisorientierte Grundlage. Wir wollen, dass Kreative bald wieder ihren Beruf ausüben und wir – das Publikum – ihre Kunst genießen können.“

Der Vorsitzende der Kultur-Ministerkonferenz und bayerischer Staatsminister für Wissenschaft und Kunst, Bernd Sibler:

„Die Corona-Krise bedeutet für Kunst- und Kulturschaffende einen tiefen Einschnitt in ihre künstlerischen Gestaltungsmöglichkeiten, zahlreiche Künstlerinnen und Künstler, Kultureinrichtungen und Kulturveranstalter sind durch die pandemiebedingten Beschränkungen in ihrer Existenz gefährdet. Eine dauerhafte Schädigung unserer reichhaltigen Kulturlandschaft in Deutschland müssen wir verhindern und die vorhandenen Strukturen möglichst erhalten. Die kulturpolitisch verantwortlichen Ministerinnen und Minister der Länder und des Bundes unterstützen daher nachdrücklich das Ziel, das Kunst- und Kulturleben schrittweise, unter strikter Einhaltung des Gesundheitsschutzes, wieder zu ermöglichen. Es ist Zeit für einen Neustart für Kunst und Kultur unter den veränderten Bedingungen.“

Der Koordinator der A-Länder und Senator für Kultur und Medien der Freien und Hansestadt Hamburg, Dr. Carsten Brosda:

„Diese gemeinsam vereinbarten Kriterien ermöglichen einen vernünftigen Paradigmenwechsel: Weg von pauschalen Schließungen hin zu präzisen Vorgaben und Betrachtungen der jeweiligen Gegebenheiten. Sie sind getragen von der Überzeugung, dass wir künstlerische Produktion und kulturelles Erleben überall dort ermöglichen sollten, wo es infektionsmedizinisch verantwortbar ist. Wir brauchen die kulturellen Räume der Inspiration und Irritation – jetzt mehr denn je. Der von Vernunft und Verantwortung getragene Fahrplan für die schrittweise Öffnung von Kunst und Kultur liegt jetzt auf dem Tisch.“

Isabel Pfeiffer-Poensgen, Ministerin für Kultur und Wissenschaft des Landes Nordrhein-Westfalen und Koordinatorin der Bundesländer in der Kultur-Ministerkonferenz:

„Die vergangenen Wochen haben auf schmerzliche Weise deutlich gemacht, wie sehr die Kultur in unserem Alltag gefehlt hat. Umso mehr freut mich, dass jetzt eine behutsame und verantwortungsvolle Öffnung des kulturellen Lebens realisiert werden kann. Dafür haben wir als Länderminister mit dem Bund ein gemeinsames Handlungskonzept erarbeitet, mit dem das persönliche Erleben von Kunst und Kultur nun schrittweise wieder möglich wird.“

## 23.5.

Der Freund M. schreibt:

„Am 23.Mai, vor 71 Jahren wurde das deutsche Grundgesetz verabschiedet und trat einen Tag später in Kraft.“

Ich traf mich heute mit einem Schüler, der ein Stipendium für die Uni erhalten hat und jetzt zur Vorbereitung des Studiums mit mir seine Kenntnisse der deutschen Sprache, aber auch sein Wissen über alles was mit Deutschland zu tun hat vertiefen will.

Er stammt aus Afghanistan, ist Muslim so wie ich Christ bin. Mit seinem Bruder kam er elternlos nach Deutschland, 19 oder 20 Jahre vielleicht, wer weiß das? Er fühlt sich jetzt schon, nach 3 Jahren, als Deutcher. Er versucht sich gerade an Kant.

Ich fragte ihn, ob er etwas zum Grundgesetz sagen könne, was es bedeute, für ihn oder für Deutschland, für die Bürger und für Neubürger wie ihn.

Seine Antwort war 'Heimat', das Grundgesetz ermögliche Heimat.“

\*\*\*

Eintrag "Liste der Herrschaftsformen" auf Wikipedia:

*Herrschaftsformen charakterisieren die tatsächliche Art und Weise der Herrschaftsausübung und berücksichtigen hierbei unter anderem, welche Personen oder Gruppen politische Macht ausüben.*

*Davon abzugrenzen sind die Regierungssysteme, welche sowohl nach der Stellung des Staatsoberhauptes, Regierungschefs und Parlaments als auch nach deren Wechselbeziehung unterschieden werden. Es muss ebenfalls zwischen Herrschaftsformen und den Staatsformen, die sich heutzutage in der Regel nach der verfassungsrechtlichen Stellung des Staatsoberhauptes richten, differenziert werden.*

*Bei Untersuchungen von Fallbeispielen ist oftmals festzustellen, dass mehrere Herrschaftsformen parallel auftreten können.*

*Bei Gesellschaftsformen wie den 'Jäger und Sammler'-Kulturen, die vorwiegend in der Jungsteinzeit zu finden sind, und auch bei Nomaden ist häufig die segmentäre Gesellschaft, bei der kein dauerhafter Herrscher existiert, sondern allenfalls Respektspersonen, die aufgrund gemeinschaftlicher Entscheidungen zeitweilig führende Aufgaben übernehmen dürfen.*

*Der Fall, dass keine Herrschaftsform vorliegt und somit faktisch niemand Herrschaft ausübt, wird als Anarchie bezeichnet. Im Gegensatz zur segmentären Gesellschaft muss die Anarchie jedoch als bewusst gewählte 'Rückkehr' aus einer vorher existierenden Herrschaftsform verstanden werden."*

Es folgt das Alphabet der Herrschaftsformen:

Absolutismus, Aisymnetie (Herrschaft durch Schlichter), Akephalie (Herrschaftsfreiheit), Algokratie (Herrschaft durch Rechner), Anarchie, Androkratie (Herrschaft durch Männer), Aristokratie, Autokratie, Bürokratie, Demokratie, Despotismus, Diktatur, Dyarchie (Herrschaft zweier gleichberechtigter Personen), Ecclesiarchie (Herrschaft der Kleriker), Epistokratie (Herrschaft der Philosophen), Expertokratie, Exarchie (Herrschaft der Bischöfe), Feudalismus, Gerontokratie (Herrschaft der Alten), Globokratie (Herrschaft internationaler Organisationen), Grundherrschaft, Gynarchie (Herrschaft der Frauen), Häuptlingstum, Hierokratie (Herrschaft der Priester), Idiokratie (Herrschaft der Dummen), Infokratie (Herrschaft der Massenmedien), Kakistokratie (Herrschaft der Schlimmsten), Kleptokratie (Herrschaft der Korrupten), Korporatokratie (Herrschaft der Unternehmen), Kritarchie (Herrschaft der Richter), Kyriarchat (Herrschaft miteinander verbundener, interagierender Systeme von Unterwerfung), Matriarchat, Meritokratie (Herrschaft verdienter Persönlichkeiten), Minarchie (Minimalherrschaft), Monarchie, Monokratie, Neopatrimonialismus (Günstlingsherrschaft), Nomokratie (Herrschaft des Gesetzes), Oligarchie, Ochlokratie (Herrschaft des Pöbels), Panarchie (Herrschaft aller Systeme), Pantisokratie (Herrschaft aller gleichermaßen), Paidoarchat (Herrschaft der Kinder), Patriarchat, Plutokratie, Politie (Herrschaft der Vernünftigen), Polyarchie (Herrschaft

Vieler), Pornokratie (Herrschaft der Mätressen), Ptochokratie (Herrschaft der Armen), Sozialismus/Kommunismus, Soziokratie (Herrschaft der gesamten Bevölkerung), Stratokratie (Herrschaft des Militärs), Synarchie (Herrschaft vieler Menschen gleichzeitig), Technokratie, Timokratie (Herrschaft der Besitzenden), Tyrannis, Xenokratie (Herrschaft der Fremden).

Noch fehlt in der Liste die Immunokratie (Herrschaft der Immunologen).

## 24.5.

*Die Mutter des Jungen wurde krank, und um sie zu schonen, wurde er im Sommer zur "Erholung" geschickt, so wurde die betreffende Ferieneinrichtung für Beamtenkinder bezeichnet. Zusammen mit vielen anderen 5 bis 8jährigen fuhr er für sechs Wochen nach Glücksburg an der Ostsee. Die niedrigen, langgestreckten Gebäude lagen mitten im Wald, unweit der berühmten Kulisse des Wasserschlosses. Er begann, nachts ins Bett zu nässen, und tagsüber traute er sich nicht aufs Klo. Für die getrockneten Kotreste in seinen Hosen wurde er mit Hausarrest bestraft. Die anderen Kinder verspotteten ihn. Es gab unter den Erzieherinnen eine junge Frau, die sich um ihn kümmerte. Leider hatte sie nicht das Sagen, die Oberaufseherin war ein strenger Drachen alter Schule, "hat noch keinem geschadet". Er erlebte die sechs Wochen als eine Kette von Demütigungen, Ängsten, Niederlagen und Schuldbewußtsein. Eine Gruppe herrschte in der Schlafsaalhierarchie unter der Führung eines großgewachsenen, vorlauten 8jährigen, der es verstand, unter ihnen sein Regime zu errichten. Der Junge gehörte zu den bevorzugten Objekten von Hohn und Verfolgung, sie ließen ihn bei einem der Ausflüge auf einen Elektrozaun pinkeln, Regenwürmer probieren und dergleichen mehr. Seine Schüchternheit, sein mangelnder Sportsgeist, seine Introvertiertheit verstärkten die Attacken nur. Der Junge lernte, dass er nicht dafür gepeinigt wurde, etwas zu tun, nicht dafür, es falsch oder nicht zu tun, sondern dafür, anders zu sein. Das Bettnässen und die Strafen der Leiterin taten ein übriges, um ihn zu den Parias der Jungengesellschaft gehören zu lassen. Darunter fand er einen Freund, der eine dicke Brille trug, hinter deren linkem Glas er einen dicken, undurchdringlichen Verband vor dem Auge trug. Die beste Zeit während der "Erholung" waren einige Tage, in denen der Junge das Bett nicht verlassen durfte, weil er sich bei einem schweren Sturz das linke Knie so blutig geschlagen hatte, daß er das Bein nicht mehr bewegen konnte. Seine Eltern kamen, um ihn zu besuchen, die nette junge Erzieherin brachte ihm eine Extraportion Dessert, selbst der Drachen zeigte sich nachsichtig. Er musste an einigen Ausflügen nicht teilzunehmen und verbrachte die Tage mit Bilderbüchern und Haferflocken. Als er wieder gehen konnte, begannen die Schutzlosigkeit und das Spießrutenlaufen von vorn. Die Narbe am linken Knie hat er behalten. Bis heute meidet er Gruppen, oder er beherrscht und dominiert sie auf seine Art. Als er nach Hause zurückkehrte, schien es seiner Mutter wieder besser zu gehen, sie holte ihn vom Bahnhof ab, der Junge nahm ihren Geruch wahr, sie wischte von seinem Gesicht etwas Schmutz ab, steckte den Zeigefinger in ein parfümiertes Stofftaschentuch, das sie mit der Zunge befeuchtete. Der Junge nahm seinen Eltern das Versprechen ab, niemals mehr allein wegfahren zu müssen. Erst vierzig Jahre später wurde ihm klar, dass seine Mutter ihn nicht mehr hatte abholen können. Sie hatte ihn auch nicht besucht. Er war während der Sommerferien zur "Erholung". Sie starb im Mai.*

## 25.5.

Heimat-Mesosticha, frei nach Cage, Teil 4.

10

eine sch**H**lacht  
verloren für b**E**ide  
    **I**lex  
    sch**M**ückt das  
    gr**A**b  
seines va**T**ers

11

am sc**H**ützenmast der  
janusköpfig**E** adler  
verspr**I**cht  
wer **M**ich trifft  
d**A**rf regieren  
doch stirb**T** nach jahres frist

12

die **H**ölle  
sind die **E** andern  
glücklic**H** die  
einsa**M**en  
fata**A**ler  
irr**T**um

"Wogegen ich bin, ist die Pflicht, Gefühle zu haben."  
aus "Für die Vögel", John Cage im Gespräch mit Daniel Charles (Merve Verlag)

## 26.5.

Heute ist der achte "DDT". Abkürzung für "Deutscher Diversity Tag". Erfährt man in den auf Hofberichterstattung spezialisierten, sogenannten öffentlich-rechtlichen Medien.

Ein Projekt, ins Leben gerufen von der [Charta der Vielfalt](#). Die Mitglieder dieser "Charta" (was für ein euphemistischer Ausdruck für diese nichtssagende Absichtserklärung) sind *Accenture, Adidas, Allianz, Audi, BASF, Bayer, BMW, Boehringer, BP, Commerzbank, Daimler-Benz, Deutsche Bahn, Deutsche Bank, Deutsche Post, Deutsche Telekom* usw. usw., die üblichen DAX-Verdächtigen bis zu *Volkswagen*. Nicht zu vergessen: „Die Integrationsbeauftragte der Bundesregierung ist darüber hinaus festes Vorstandsmitglied“. Wie das hierzulande zu sein hat in so einem reinen Lobby-Verein.

In der "Charta" heißt es:

"Die Vielfalt der modernen Gesellschaft, beeinflusst durch die Globalisierung und den demografischen Wandel, prägt das Wirtschaftsleben in Deutschland. Wir können wirtschaftlich nur erfolgreich sein, wenn wir die vorhandene Vielfalt erkennen und nutzen.





ging es damals um die Frage, ob das bauliche Ensemble von Oper und Schauspiel in der Kölner Innenstadt einem Neubau weichen oder aber renoviert werden sollte. Wie man weiß, wird seither, wie in Köln und anderen größeren deutschen Städten üblich, Budget- und Zeitplan-sprengend renoviert.

Aus Steckels Text:

"Zunächst ist ein Begriffsnotstand zu konstatieren, den zu beenden gegenwärtig schwerlich gelingen kann.

Wir wissen ganz und gar nicht, wovon wir sprechen, wenn wir von 'Kultur' sprechen. Vom 'Kulturdezernenten' zur 'kulturellen Dienstleistung', von da zur 'Kreativbranche' (Rolf Bolwin) sind es jeweils nur kleine Schritte – am Ende kommt etwa eine Theaterschließung einer Firmenpleite gleich, einem 'Marktversagen'.

'Kultur' ist damit, das Reden über sie verrät es, ein warenförmiges Spektakel wie alle anderen Spektakel – wie Kunst (mit der sie hauptsächlich verwechselt wird), wie Bildung (mit der sie so gut wie nie in Zusammenhang gebracht wird), wie das Eisenbahnwesen und die Joggingindustrie. Ein dumpfes Unbehagen an dieser Entwicklung bringt schließlich das Wortmonster 'Hochkultur' zur Welt – hier hat sich der Begriffsnotstand in einen irreversiblen Begriffstiefstand verwandelt.

Wovon wir aber nicht mehr wissen, was es ist, davon werden wir bald nicht mehr wissen, wozu wir es brauchen. Und wovon wir nicht mehr wissen, wozu wir es brauchen, davon werden wir bald nicht mehr wissen, warum wir es bezahlen sollen – eine Frage, die in Bezug auf die Bundeswehr und das Spektakel ihres neuen fabulös teuren Transportflugzeugs nicht gestellt wird, hier geht es nur darum, *wer* bezahlt. Unser unzureichender Kulturbegriff trägt aufgrund seiner Unzulänglichkeit wesentlich zur Zerstörung des von ihm Bezeichneten bei. Das ist die Stunde der Fassade.

(...)

Die Theaterkunst ist in erster Linie eine Kunst und bildet, vorsichtig gesagt, als solche eine in den jeweiligen kulturellen Prozess *sowohl eingebettete als auch ihm entgegen tretende* menschliche Äußerungsform – wie die anderen Künste auch."

## 28.5.

27. Mai, Poststraße, gegenüber vom "Postpark". Eine Reihe Leute steht vor einem Yoghurt- oder Eisladen an. Erhitzte Stimmen, Geschrei, Beleidigungen. Es geht um den Umgang mit den Corona-Regeln, im besonderen um die Maskenpflicht. Nicht alles ist verständlich.

*Ich glaube, du hast Langeweile!*

*Ja, ich habe ein Problem damit, dass hier dumme Leute...*

*Du hast Langeweile!*

*Kriminalpolizei holen...*

*Auch Langeweile...*

*Gestapo!*

*Ja, viel besser!*

*Habt ihr auch Langeweile den ganzen Tag?*

*Ich bin draußen! Muss ich Maske anzieh'n?*

*Ja!*

*Da drin muss ich Maske anzieh'n!*

*Ja also, was haben Sie dann für Probleme!*

*Wenn ihr habt Angst vor Corona-Virus, bleibt doch zu Hause!*

*Zu Hause und zu, zu!*

*Ja, passiert nix!*

*Ja, alle!*

*Ich habe keine Angst vor Corona-Virus, ich hab halt auch Respekt vor anderen Leuten.*

*Blöde Kuh!*

*Lass dich nicht beleidigen, gleich hol ich die Polizei.*

*Ja, ja, ruf doch an, ruf doch an, du beleidigst doch hier!*

*Guck dich doch mal an!*

*Ja, guck dich doch mal an, wie du aussiehst!*

*Ich sehe so vernünftig aus! Du hast Langeweile, du hast doch nichts zu tun!*

*Guck mal deine Fresse an!*

*Du hast doch nichts zu tun! Blöde Kuh.*

*Wie kann man sich nur selber so disqualifizieren... Frecher Kerl.*

Der Rest geht im Straßenlärm an der Ecke Poststraße/Cappelstraße unter.

## **29.5.**

Marcus Rogozinski segelt, so lange er denken kann. Sein Vater Stefan ist bis heute Abteilungsleiter Segelsport beim WSC Lippstadt, Marcus und sein Bruder sind begeisterte Segler, und seine Kinder frönen dem Kanusport, der in Lippstadt eine lange und erfolgreiche Tradition hat. Seit 2009 betreibt Marcus eine eigene Werft in Esbeck, einem östlich der Kernstadt gelegenen Dorf, das seit der kommunalen Neugliederung 1975 zu Lippstadt gehört. In Steinwurfweite von der Lippe entfernt liegt das Unternehmen, in dem vor allem Segelboote gewartet, ausgebessert und renoviert werden, teils im Kundenauftrag, teils zum Verkauf. Mit seinem eigenen Boot hat Marcus einen Liegeplatz auf dem südlichen Ijsselmeer.

Das erste Thema des 2teiligen Gesprächs war Marcus' Arbeit bei der INI Lippstadt. Laut Selbstdarstellung ist „die INI - Initiative für Jugendhilfe, Bildung und Arbeit e. V. ein gemeinnützig anerkannter Verein, der es sich seit seiner Gründung 1983 zur Aufgabe macht, für Jugendliche, Menschen mit Behinderungen und Menschen in besonderen Lebenslagen Perspektiven zu schaffen“.

*Dirk Raulf:*

*Was hast Du für die INI gemacht?*

Ich war als Ausbilder in Warstein auf dem Gutshof, in der Holzwerkstatt. Das ist der alte Hof der Klinik. Den hat die INI irgendwann gepachtet oder gekauft. Angefangen haben wir mit einem Werkstatt-Schule-Projekt. Totalverweigerer in der Schule hatten die Möglichkeit, stattdessen zu mir in die Werkstatt kommen.

*Alternative Ausbildung.*

Erstmal einfach nur Strukturen. Überhaupt erstmal pünktlich wieder da sein. Etwas machen.

*Und wie fandest Du das?*

Das war wirklich super. Zu der Zeit hat unser Land noch Geld für diese Jugendlichen in die Hand genommen. Es waren 8 Jugendliche und 2 Mitarbeiter, 2003 habe ich da angefangen. Jetzt haben wir 2020. Die meisten von denen haben da vier, fünf Jahre verbracht von den acht. Die sind, als die Maßnahme abgelaufen war, in die nächste Maßnahme gekommen und waren dann schon richtig lange bei mir. Viele schreiben immer noch, per Whatsapp, frohe Weihnachten, frohe Ostern oder Hallo, mir geht's gut, interessanterweise auch nur von diesen 8 Teilnehmern. Alle anderen eigentlich nicht. Ende letzten Jahres rief einer bei mir an, er käme nächste Woche vorbei, er wäre Vater geworden, stand dann hier mit Frau und Kind und hat mir stolz seine Tochter gezeigt. Dann denke ich: Hej, alles richtig gemacht. Alle 8 fanden Arbeit, wirklich super.

*Was genau haben die bei dir gelernt?*

Eine regelrechte Ausbildung haben die bei mir nicht gemacht. Das waren berufsvorbereitende Maßnahmen.

*Also hatte das auch Züge von Sozialarbeit.*

Auf jeden Fall. Ich habe mich mit denen in die Werkstatt gestellt – eine voll ausgerüstete Holzwerkstatt – und habe gesagt, so, lasst uns was bauen. Dann haben wir ein Kanu gebaut. Einmal haben wir für den Hansetag 2007 in Lippstadt ein Projekt gebaut, ein Bootsprojekt im Grünen Winkel, zusammen mit der WFB (Werkstatt für Behinderte, DR).

*Das heißt, Du hast ihnen dann über dieses Machen auch etwas vermittelt wie Selbstbewusstsein. Wenn man ein Boot gebaut hat, dann ist man stolz darauf.*

Da bin ich mir ganz sicher. Alles war im Grunde genommen ohne Druck. Sie konnten mitmachen, mussten aber nicht. Ich habe irgendwann mit einem angefangen, habe gesagt, ich bestell jetzt Holz, wir bauen ein Kanu. Dann fragte er, können wir nachher damit auch wirklich paddeln? Ich sag', natürlich gehen wir damit auch paddeln. Es hat keine Woche gedauert, dann waren alle 8 dabei. Wir haben das Kanu gebaut, wir haben noch ein Kajak gebaut, und dann haben wir noch ein altes Segelboot restauriert. Der Hof musste instand gehalten werden, d. h. wir haben auch Pferdeställe neu gebaut, dann habe ich noch die Schlosserei mit dazugenommen, und wir haben auch Metallbau gemacht, z. B. die Gitter für die Pferdeställe neu gebaut, also Hof-Instandhaltung betrieben. Alle mit Spass dabei. Irgendwann kamen die 1-Euro-Kräfte dazu, dann war ich teilweise zum Schluss für bis zu 25 Personen in der Werkstatt zuständig, das wurde zuviel. Dann kamen noch Jugendliche dazu, die schon ganz unten angekommen waren, die aus der Schule für Erziehungsschwierige geflogen waren. Die haben einen Betreuungsschlüssel von 4 zu 1, meine ich, und wenn Jugendliche dort die Rote Karte kriegen und dann bei mir in der Werkstatt bei 20 bis 25 anderen landen, kriegst du die nicht gehalten. Irgendwann habe ich die Konsequenz gezogen, das geht so nicht. Es gab mal ein Konzept in diesem Land, wo diese Menschen aufgefangen wurden.

*Ist das vorbei?*

Ich denke, dass das in diesem Umfang nicht mehr funktioniert. Es ist alles gekürzt worden. Für die, die eigentlich unsere Hilfe brauchen, ist kein Geld mehr da. Da denke ich: VW braucht unsere Hilfe eigentlich nicht.

*Wie kam es zu der Arbeit bei der INI? Hast Du Dich dort beworben?*

Ich war in Remscheid in einem Jugendprojekt, wo gezielt nach einem Bootsbauer gesucht wurde, die hatten ein hundertjähriges Plattbodenschiff aus Stahl. Dort habe ich ein Jahr gearbeitet, bis das Projekt auslief. Dann habe ich mich einfach bei der INI blind beworben. Damals war Franz-Ulrich Lücke noch Dezernent bei der Stadt Lippstadt, der hatte ein Herz für Schiffe, wollte für den Hansetag mit der INI eine Kogge bauen usw. In dem Zusammenhang habe ich die Verantwortlichen bei der INI kennengelernt, und einige Monate später hat das mit der Holzwerkstatt in Warstein angefangen. Anfangs bin ich von Dortmund nach Warstein gependelt, später von Lippstadt.

*Wann wusstest Du, dass Du Bootsbauer werden willst?*

Klar wurde mir das nach dem begonnenen Studium in Dortmund. Ich hatte bei der HELLA Schlosser gelernt und dann einige Jahre in der Kunstschlosserei Brannekemper gearbeitet. Neben Zivildienst und Arbeit hatte ich an der Abendschule Abitur gemacht. Dann hatte ich vier Semester Deutsch und Englisch studiert in Dortmund und mich mehr und mehr gefragt, was ich da überhaupt mache. Eigentlich war ich es gewohnt, nicht nur ein paar Zettel zu schreiben, sondern dass am Ende des Tages etwas fertig ist, ein Tor, ein Geländer, oder ein Fenster ist montiert... Das ist vielleicht etwas gemein all denen gegenüber, die ihr Geld mit Schreibtischarbeit verdienen, die haben ja ebensogut etwas gemacht; aber mir fehlte letztlich die handwerkliche Tätigkeit, körperlich etwas zu tun, sich zu bewegen und auch einfach schöne Dinge zu schaffen.

*Der zweite Teil des Gesprächs folgt in den nächsten Tagen.*

### **30.5.**

Seit 2009 betreibt Marcus Rogozinski eine Werft in Esbeck, in Steinwurfweite von der Lippe entfernt. Davor arbeitete er u. a. als Werkstattleiter bei der INI Lippstadt (s. Teil 1 des Gesprächs gestern). Im zweiten Teil geht es um den Bootsbau, das Segeln und um die Frage nach der Heimat.

*DR:*

*Wie kam es dazu, dass Du schließlich Bootsbauer geworden bist?*

*MR:*

Ich hätte damals auch den Meister machen können im Schlosserhandwerk. Aber die Vorstellung, dann 40 Jahre diesen Beruf auszuüben... Ich habe das Schlosserhandwerk gern gemacht, aber auf Dauer ging das nicht. Dann habe ich nachgedacht, und noch heute finde ich es verrückt, dass ich als Segler nicht darauf kam, dass ich ja Boote bauen könnte.

*Weil Du von klein auf gesegelt bist.*

Seit ich denken kann, sitze ich im Boot. Ich war aber nie darauf gekommen, daraus einen Beruf zu machen. Durch einen Zufall las ich am See einen Artikel über einen Kollegen hier in Nordrhein-Westfalen, Bootsbauer, Niederländer... Da dachte ich: Das ist es.

*Wo hast Du die Ausbildung gemacht?*

Ich habe in Krefeld bei einem Kollegen angefangen, der aber noch während meiner Ausbildung verstorben ist, und habe sie dann am Steinhuder Meer beendet.

*Und Du kannst tatsächlich allein ein Boot bauen.*

Mit einer Zeichnung vom Konstrukteur und einem Stapel Holz kann ich loslegen.

*Bis es schwimmt?*

Bis es schwimmt.

*Als Laie stelle ich mir vor, dass verschiedene Gewerke dazugehören, um ein Boot zu bauen.*

Bei mir war das wirklich noch ein Berufszweig, es gehörte alles dazu, auch in der Schule, etwas Bootselektrik, Motoren usw. Heute ist das geteilt, aus dem Beruf sind zwei geworden. Es gibt zum einen den Bootsbauer mit der Fachrichtung Neubau, Umbau und Ausbau, und dann gibt es noch den Yacht-Techniker, der macht die Elektrik- und Motoreninstallation, Gas, Wasser, Sanitär, Toiletten; also alles an Bord, das mit Technik zu tun hat.

*Im Grunde wie beim Hausbau mit den verschiedenen Gewerken. Gibt es denn auch Boots-Architekten, vergleichbar Architekten, die Häuser entwerfen? Oder Bauleiter?*

Für die größeren Schiffe gibt es eine Bauaufsicht. Für das, was wir hier machen, brauchen wir das nicht. Für Neubau habe ich meinen Konstrukteur, der Entwurf und Design macht und mir sagt, die und die Maße musst du einhalten, die Planken müssen so und so dick werden, hier müssen Verstärkungen rein, auf diese Weise hat der Mast darauf zu stehen usw., und dann baue ich das.

*Wie viele Boote bearbeitest Du im Jahr?*

Circa 20. Es sind aber immer auch kleinere Aufträge dabei, ein Unterwasseranstrich, eine Klampe montieren, solche Dinge. Seit einigen Jahren machen wir auch Drahtseile für die Masten, d. h. wir haben eine Presse zum Walzen. Das würde heute eher in den Bereich des Yacht-Technikers gehören, aber ich kann es halt selbst.

*Jedes Boot hat doch eine Geschichte und einen Charakter. Ein Boot erzählt etwas, richtig? Was erschließt sich Dir, wenn Du ein Boot zum ersten Mal siehst?*

Was ich auf Anhieb sehe, ist, ob es dem Boot in den letzten Jahren gut gegangen ist. Ob es gepflegt wurde, ob es ein...- „Familienstück“ ist. Das sehe ich sofort. Hat sich der Eigner wirklich darum gekümmert? Des weiteren erfährt man natürlich im Gespräch mit den Eignern ganz viel. Zum Beispiel das Boot, das hier vorn steht, eine „Niedersachsen-

Jolle“: Es ist in sehr gutem Zustand, Baujahr 1958, glaube ich, dafür sieht es sehr gut aus. Der jetzige Eigner hat recherchiert, er hat alle Voreigner herausgefunden, hat mit der Bauwerft Kontakt aufgenommen, und das ist die Baunummer 1, also die erste Niedersachsen-Jolle, die auf Kiel gelegt wurde. Wo das Boot überall gewesen ist, weiß ich noch nicht, der Eigner holt es demnächst ab und wird mir das dann erzählen. Er will lückenlos dokumentieren, wo das Boot gewesen ist.

*Du bist selbst auch Segler. Mit welchem Boot segelst Du privat?*

Wir segeln meistens mit der Vindö, die hier steht, die aber gerade repariert wird, einem skandinavischen Klassiker, der in den 60ern konstruiert wurde. Die ersten sind komplett aus Holz konstruiert worden, dieses ist von 1972 und hat schon einen Kunststoffumpf, aber Holzdeck und Holzaufbau.

*Ist das Boot hochseetauglich?*

Auf jeden Fall. Die sind bis nach Amerika gesegelt worden.

*Und Deine weiteste Fahrt?*

Ich habe im Grunde immer Land in Sicht. Wir segeln viel in Holland, ich mag Holland, es ist nah, es lohnt für ein Wochenende...

*Das Boot liegt dann aber ständig dort.*

Ja, in Naarden am IJsselmeer, nicht weit von Amsterdam. Direkt davor ist das Markermeer, der südliche Teil des IJsselmeers, und dann gibt es die alten Randmeere, und im ersten Randmeer liegen unser Boot und auch Boote von Freunden und Verwandten. Im letzten Jahr haben wir es mal an der deutschen Nordseeküste versucht, aber mit den Menschen da oben waren wir nicht kompatibel, ich weiß nicht wieso, und wir sind mitten in der Saison wieder umgezogen nach Holland. Und das war ein Gefühl wie Nach-Hause-Kommen: In den Hafen kommen mit dem Boot, die Hafendarbeiter sehen einen, winken, freuen sich...

*Interessant, dass Du das sagst. Ich bin noch nie gesegelt, aber die Vorstellung von Menschen auf einem Boot hat für mich immer etwas von Unterwegs-Sein, Nicht-seßhaft-Sein – Heimat im Unterwegs-Sein sozusagen. Neugierig auf Neues sein, ähnlich wie ein Jazzmusiker in der Lage sein zu improvisieren, also auf Situationen zu stoßen, die man nicht hat voraussehen können, damit umgehen müssen... – das bedeutet eine andere Lebensphilosophie, eine andere Vorstellung von Leben, als wenn man jeden Tag das Gleiche macht, immer am selben Ort lebt usw.*

Das ist sicher so. Wir haben die Devise: Jedes Mal machen wir etwas Neues. Sei es, einen anderen Hafen anzusteuern, sei es über Nacht segeln, oder nachts lossegeln, was auch immer.

*Darin, immer etwas Neues zu suchen, besteht in diesem Sinne auch ein Stück Heimat. Etwa wie ein Wanderer, der alles bei sich trägt. Du bist auf dem Boot autark. Du könntest theoretisch jederzeit sagen, ich nehme mein Boot und bin weg.*

Wenn man mit den 5 qm Platz auf dem Boot auskommt: Ja, warum nicht.

*Es ist grundsätzlich eine andere Erfahrung für's Leben. So, wie ich die Erfahrung gemacht habe, mit einer Band auf Tournee zu sein und mit Ereignissen konfrontiert zu werden, auf die man nicht vorbereitet ist; so hast Du Dir auch etwas gesucht, wo Du automatisch auf unbekannte Situationen treffen musst.*

Das kommt einfach. Aber das hat man im alltäglichen Leben ja durchaus auch. Auf dem Wasser ist es normal, dass permanent etwas Neues passiert, und sei es, dass Du nachts plötzlich angeblinkt wirst, weil ein Frachter meint, Deine Richtung kreuzen zu müssen, wo Du besser schnell ausweichen solltest. Und dann muss alles schnell gehen. Wir sind Texel angelaufen, ich nehme das Segel runter, will den Motor starten, und es steigt Rauch aus dem Motorraum auf... Aber wenn man später im Hafen ist und denkt darüber nach, denkt man, super gelöst eigentlich.

*Das sind vermutlich Erfahrungen, die Dich auch befähigt haben, mit den Schulverweigerern in Warstein umzugehen. Die Erfahrung, mit der konkreten Situation umzugehen, „in der Situation zu sein“.*

Wobei ich eine Grund-Flexibilität schon immer hatte. Ich dachte kürzlich noch darüber nach, wie es sich im Vergleich zu heutigen Jugendlichen verhielt. Mit 22 war ich Schlosser, hatte den Zivildienst hinter mir, der damals noch mehr als ein Jahr dauerte, ging bis zehn Uhr abends auf die Abendschule, um Abitur zu machen, und trotzdem danach noch in die Kneipe, um mit den Kollegen zu feiern. Aber die Fähigkeit, spontan auf Situationen zu reagieren, habe ich bei den Jungs in Warstein gelernt. Die konnten plötzlich ganz komisch reagieren aufgrund von Problemen, die mir vielleicht noch nicht bekannt waren, und dann stehst du da und musst agieren können.

*Das heißt, auch Du hast von ihnen gelernt.*

Natürlich. Das waren zum Teil ja vielleicht Jungs von der Straße, und irgendwann stehen die da und sagen, Alter, nicht immer nur dicke Backe haben, mach mal vor. Dann verstehst du: Die Dinge, die du den Menschen da versuchst beizubringen, musst du einfach auch selber draufhaben. Du musst es authentisch rüberbringen können, und du musst das leisten können; dann bekommst du eine Autorität, die wirklich Bestand hat. Dann musst du nicht meckern oder mit irgendwelchen Bestrafungen drohen. Du musst deinen Job draufhaben und es selbst machen, dann sind die beeindruckt und akzeptieren dich auch.

*Abschließend: Wie und wo würdest Du für Dich Heimat definieren?*

„Heimat“ ist ein komplexer Begriff. Ganz viele Orte können Heimat sein. Wie ich es vorhin sagte: In Naarden in den Hafen zu kommen und das Gefühl zu haben, du bist hier willkommen. Ich glaube, das ist wichtig für das Gefühl von Heimat: einfach willkommen zu sein. Es können auch Situationen im Alltag sein, in denen du dich wohlfühlst und dir sagst, das ist jetzt Zuhause.

*Ich habe oft das Gefühl, wenn die Leute über „Heimat“ reden oder gerade, wenn sie meinen, das gegenüber anderen verteidigen zu müssen, dass es ganz viel damit zu tun hat, dass sie auf der Suche nach einer Situation sind, in der sie keine Angst haben müssen. Angst, dass ihnen jemand etwas wegnimmt, Angst vor Unsicherheiten, Angst vor Verlusten...*

Wobei: Ich war ja nie wirklich in so einer Situation – wir hier doch eigentlich alle nicht – in der ich Verlustängste hätte haben müssen. Wir werden hier nicht wirklich bedroht. Ich bin völlig unbekümmert aufgewachsen.

*Aber um die Ecke gibt es schon Menschen, deren Existenz bedroht ist. Ich war vor einiger Zeit in der Lippstädter Innenstadt in einer „Tafel“ und traf da auf Leute, die begeistert waren von dem Angebot, hier würden sie sich wohlfühlen usw., und die leben aber draußen. Diese Realität ist nicht weit weg. Obdachlos. Man muss nicht in die sogenannte Dritte Welt gehen, um auf Heimatlosigkeit zu treffen.*

Wenn man die Flüchtlinge befragen würde, was sie unter Heimat verstehen, stelle ich mir die Frage, würden sie trotz allem ihr Herkunftsland, wo sie vielleicht ihre Großeltern hatten, wo ihre Eltern gelebt haben, wo sie aufgewachsen sind, würden sie das trotzdem als Heimat bezeichnen? Das würde dagegen sprechen, die Heimat als angstfreien Ort zu definieren, denn von da sind sie vertrieben worden, da herrscht extrem große Not. Sie sind ja nicht ohne Grund weggegangen. Und vielleicht würden sie trotzdem dahin wieder zurückgehen. Deswegen weiß ich nicht, ob für mich Angstfreiheit das Heimatgefühl beeinflussen würde.

*Und was bedeutet Dir Lippstadt?*

Ich war lange weg, viel im Ruhrgebiet, in Niedersachsen. Im Grunde genommen sind wir damals zurückgekommen, weil wir uns nicht vorstellen konnten, mit den Kindern in der Großstadt zu bleiben. Als ich in Lippstadt aufgewachsen bin [Rogozinski ist Jahrgang 1967; Anm. DR], war es hier auch noch ländlich. Wir konnten einfach rausgehen, draußen spielen... Das wäre in Dortmund so nicht möglich. Dann sind unsere Eltern hier, das macht die Situation mit Kindern auch sehr komfortabel...

*Und hast Du denn einen speziellen Bezug zu den Gewässern hier? Es heißt ja immer „Venedig Westfalens“, und Wasser ist in mehrerlei Hinsicht Dein Element. Die Lippe ist ja auch ein interessanter Fluss. Je mehr ich mich damit beschäftige, desto mehr denke ich, dass der Fluss wirklich das Herz der Stadt ist.*

Schon durch den Sport der beiden Jungs habe ich in den letzten 15 Jahren so viel Zeit auf oder an der Lippe verbracht, fünfmal die Woche Training, selbst gepaddelt, wirklich Zeit auf dem Wasser verbracht. Das große Wasser ist natürlich weit weg, aber das kleine Wasser tat es dann auch.

*Aber Wasser ist schon ein spezielles Element. Es hat immer beides: Einerseits kann es etwas wie Heimat bedeuten, andererseits ist es nicht ungefährlich.*

Das heimische Gewässer, die Lippe, macht mir keine Angst. Aber wenn ich zurückdenke an unseren Urlaub in Schweden am See Yxningen – da durchschwimmen mit der Gewissheit, dass er hundert Meter tief ist, obwohl man es nicht sieht, irgendwer hat einem erzählt, einer der tiefsten Seen Schwedens, da wurde mir mulmig. Obwohl du nicht viel tiefer sehen kannst als in der Lippe auch.

*Ich habe bei den Seen da oben immer das Gefühl, ich betrete einen Raum, der sich unterscheidet von gezähmtem Wasser, Freibädern usw.. Eher wie ein lebendiges Wesen.*

Genau das habe ich gerade auch gedacht: Da wohnt jemand drin.

### 31.5.

*salò*

*and here we are  
the two of us  
sitting aside  
chewing the taste of wordlessness*

*before us the blasé glitter of the big lake  
the dances of the living dead  
sipping espresso in the beach cafés  
strolling at the promenades  
low-flying cormorants like black messengers from hell*

*cypress soldiers hold death watch at the banks  
yesterdays' places crowded with ghosts from the past  
the seagull and the gallinule don't know  
black and white their attire*

*and here we are  
the two of us  
sitting aside  
quaffing unspoken words like sword-swallowers*

*heaps of cheap shoes and piles of guilt at the marketplace  
rotten fruits and carcasses whirling around under the bridge  
dogs walking their dead owners, a grim grin on their dog faces*

*the hills and the olive trees do not recognize you any more  
a new currency, new directions of one-way-streets, new construction sites  
the ever increasing noise, day and night, day and night*

*food and wine seem to have remained the same  
though they eat and drink you no more*

*but in the silent night the barking persists  
the wind in the pines stays, the whispering of the creek,  
the arrogance of the sunglasses is the same*

*and here we are  
the two of us  
sitting aside  
chewing the bitter taste of remembrance*

*around us the never-drying-up streams of daily traffic  
and of deathless communication*

*everybody is busy everybody is cool  
functional clothings are the sables of the day*

*we encounter black angels, ravens and crows  
at the home of the megalomaniac poet  
handshakes frozen to dead gestures  
kisses frozen to final goodbyes  
each touch a wound, every book deals with suicide  
and the vessel sails on*

*she finds you difficult  
you think she's right  
all of them were always right, anyway*

*but her permeable skin and her sleepless hands  
the salty taste of her lacuna and the soft cries of her voice  
they tell the truth  
and yes: I will change*

*and here we are  
the two of us  
sitting side by side  
chewing the taste of love  
embracing utopia*

for Oona, sep. 2018

## 1.6.

der bach im tal ist schon im mai versiegt  
die nachbarn schwärmen  
von den großen sommern der letzten jahre  
ein wetter zum heldenzeugen  
miesepeter, spielverderber  
die kinder freuen sich  
dass die vögel das ganze jahr gefüttert werden  
im stall die schwalbe findet kaum noch insekten  
ihren job als glücksbringerin zieht sie aber durch  
selbst das unkraut in den ritzen des asphalt hat es schwer  
die brennesseln erreichen gerade mal knöchelhöhe  
und der letzte pilz ist das trockene judasohr am holunder  
in den bilderbüchern die schafe und schweine  
leben auf dem bauernhof  
gern spenden sie den menschen wolle und wurst  
fragt die rumänen in den schlachthöfen nach den spenden  
wieviel idylle können kinder vertragen  
die 10 und 12jährigen werden vegetarier  
und schreiben protestsongs  
gebt ihnen das wahlrecht

statt den erwachsenen  
 die hatten ihre chance und haben sie vertan  
 nach uns die sintflut  
 nur zwei generationen  
 um den planeten der kinder zu ruinieren  
 im schlachthof new york ist der bulgare christo gestorben  
 seine mission  
 sichtbar machen durch verhüllen  
 natürliche ursache heißt es  
 kein neck restraint für den 84jährigen  
 natürliche ursache  
 god save america  
 abends am wolkenlosen himmel das purpurne rot  
 schönheit als des schrecklichen anfang  
 die kinder zerdrücken blutkäfer und hacken den margeriten die köpfe ab  
 die marienkäfer bewachen blattläuse auf den disteln  
 die kolonne der motorräder füllt das tal mit lärm bis zum rand  
 heuschrecken vernichten ganz landstriche in ostafrika heißt es jede spende zählt  
 die schwächer, schinder und schwätzer triumphieren ungestört weiter  
 und ich  
 heimatheimatheimat

## 2.6.

the show must be paused  
 aus solidarität mit den protesten in den usa heute kein eintrag

## 3.6.

*I can't breathe.*

Was geht's uns an.  
 Wir suhlen uns in Billionen, um die wirtschaftlichen Folgen der sog. Coronakrise zu  
 bekämpfen.  
 Was geht's uns an.  
*Neck restraint.*  
*I can't breathe.*

Das Opfer trägt keinen Mundschutz! Und die Polizisten, die den Lynchmord verüben,  
 auch nicht!

Der weiße Polizist, der 9 Minuten auf George Floyds Hals kniete, heißt allen Ernstes  
*Chauvin.*

Der irre amerikan. Präsident zu den Riots: "When the looting starts, the shooting  
 starts." (Frei übersetzt: "Fangen die Plünderungen an, fängt auch das Schießen an.") Der  
 Satz ist nicht von ihm, er stammt von Walter Headley, 20 Jahre Polizeichef von Miami und

bekannt für sein "get tough"-Konzept. Auch Headley vermischte absichtlich den Kampf der Polizei gegen Kriminalität mit dem brutalen, rassistischen Vorgehen gegen Schwarze in den USA, das nicht die Ausnahme, sondern die Regel ist. Zitat: Es sei ein Krieg gegen "junge Herumtreiber von 15 bis 21, die die Bürgerrechtsbewegung ausnutzen... Es macht uns nichts aus, wegen Polizeibrutalität angeklagt zu werden." Das war 1967.

*I can't breathe.*

Heute morgen im Deutschlandfunk ein langer Bericht über das Moers Festival, das über Pfingsten stattfand, diesmal vor leeren Sälen, dafür online, auf ARTE TV usw. Angeblich sehr gelungen, was auch immer das heißt ohne Publikum. Kein Wort, kein Wort, kein Wort über Floyd, nicht auf der Moers-Website, nicht im Bericht.

Die gesamte Musik beim Moers Festival, die gesamte originäre Musik der USA, die gesamte Musik, die uns tagtäglich begegnet, vom Fahrstuhl bis zum Deutschlandfunk, auch die Musik meines Lebens ist nicht denkbar ohne die Geschichte der Sklaverei.

Wir besuchten während unserer Westafrikatournee 2015 den für den Sklavenhandel berühmten Küstenstreifen in Ghana. Dem Ort, dem John Carter 1986 sein großartiges Album "Castles of Ghana" widmete, den Auftakt seines fünfteiligen Werks "Roots and Folklore: Episodes in the Development of American Folk Music", der musikalischen Aufarbeitung der Geschichte der schwarzen Amerikaner.

Jahrhunderte Sklaverei, gefolgt von Jahrhunderten Rassismus.

Jahrhunderte großartigster Musik, aus tiefster Not und Heimatlosigkeit der Menschheit geschenkt.

*I can't breathe.*

Offizielle Statements zu den Vorgängen in den USA waren zu lesen von Iran und China. Wie sehr würde man sich wünschen, dass einen Bundeskanzlerin hier ein einziges Mal deutliche Worte finden würde. Aber die Geschäfte von VW, Daimler, der Telekom, der Deutschen Bank und all den anderen in den USA dürfen keinesfalls behindert werden. Gerade eine Woche ist es her, dass die Sau des sog. "Deutsche Diversity Tags" mal wieder durchs mediale Dorf getrieben wurde. (Eintrag vom 26. Mai) Powered by DAX und Bundesregierung. Deutscher Heuchel-und-Alibi-Tag. Der DAX, das putzige Haustier, ist heute endlich wieder über die *magische* Marke von 12000 Punkten *gesprungen*. Die das letzte Mal Anfang März erreicht wurde. Seit dem Corona-Tief von gut 8000 Punkten ein Börsen-Plus von 45 Prozent...

*I can't breathe.*

Die klassischen Medien entblöden sich auch hierzulande nicht, von Ausschreitungen und Plünderungen zu sprechen und die Demonstranten zu ermahnen, sich friedlich und angemessen zu verhalten, um nicht ihr Anliegen insgesamt zu kompromittieren. Immer dieselben Impulse, als wäre man wieder beim G8-Gipfel oder beim Staatsbesuch von Erdogan. Mit der systemischen Gewalt der Polizei wird nicht ansatzweise so umgesprungen. Soll sich die Staatsgewalt doch mal angemessen verhalten, um nicht ihr Anliegen insgesamt zu beschädigen. Eine so hoffnungslos tendenziöse Hofberichterstattung, dass man diesen Medien keinen Zoll mehr über den Weg trauen darf. Wie früher, wenn die Eltern die Heranwachsenden abkanzeln: "*Nicht in diesem Ton, Freundchen!*" Will heißen: Selbst, wenn du in der Sache Recht haben solltest –

wählst du einen zu schroffen, zu eigenwilligen, zu aggressiven, zu wenig untertänigen Duktus, ist auch dein Anliegen zum Teufel. "*Der Ton macht die Musik!*" Noch so ein alter Drecksspruch. Nach dem Rassismus kommen der Paternalismus, dann das Bedauern und das Mitleid, schließlich wird man noch gelobt, dann ist der Kreis der Arroganz geschlossen, und es herrscht Ruhe bis zur nächsten Gewalttat.

*I can't breathe.*

Nicht, dass wir keine Rassisten wären. Wenn ich einem schwarzen Paketboten öffne oder in das Taxi eines schwarzen Fahrers einsteige, sehe ich nicht einfach "Paketbote" oder "Taxifahrer". Ich denke "schwarz" dazu. Die bloße Tatsache wird schon als Rassismus gedeutet, deswegen liefere ich das hier gleich mit. Als internalisierte Verhaltensweise, die reflektiert gehört. Aber von da ist es ein himmelweiter Weg zum *neck restraint* und zu den Verbalobszönitäten des verantwortlichen politischen "Führers". In den USA ist *neck restraint* übrigens keine Ausnahme, sondern gängige Polizeipraxis. Allein in Minneapolis wurden diese "Technik" in den letzten fünf Jahren 237 Mal angewandt, dabei verloren 44 Mal die Opfer das Bewusstsein (Quelle: NBC).

#### 4.6.

*Darum, wer unten sagt, daß es einen Gott gibt  
Und ist keiner sichtbar  
Und kann sein unsichtbar und hülfe ihnen doch  
Den soll man mit dem Kopf auf das Pflaster schlagen  
Bis er verreckt ist.*

(...)

*Und auch die, welche ihnen sagen, sie könnten sich erheben im Geiste  
Und steckenbleiben im Schlamm, die soll man auch mit den Köpfen auf das  
Pflaster schlagen. Sondern  
Es hilft nur Gewalt, wo Gewalt herrscht, und  
Es helfen nur Menschen, wo Menschen sind.*

aus Brecht, Die heilige Johanna der Schlachthöfe

Wann ist Gewalt als Teil einer Revolte, einer Revolution, eines Umsturzes, einer Veränderung legitim? Und wer hat das zu entscheiden?

In demokratischen Staaten ist diese Entscheidungsbefugnis bis auf weiteres der Regierung überantwortet, und es herrscht Gewaltenteilung. Was aber, wenn die Regierung ihre Aufgabe nicht wahrnimmt, das Recht mit Füßen tritt und die demokratische Gesellschaft als bloßen Vorwand nutzt, als Alibi, eigene Interessen zu verfolgen und rassistische, prä-faschistische, quasi-despotische Zustände herbeizuführen und sich demokratischer Kontrolle zu entziehen? So, wie in verschiedener Abstufung zur Zeit in den USA, Brasilien, Ungarn, der Türkei, Polen und anderen "demokratischen" Staaten zu beobachten. Wann kann es notwendig oder legitim sein, die Frage nach politisch motivierter Gewalt zu der eigenen zu machen und sich als Einzelner, Gruppe oder Gesellschaft gegen eine als korrupt erkannte Regierung zu stellen?

Ist grundlegende Veränderung ohne Gewalt möglich? Wann und wo? Und wer hat das zu entscheiden? (Sicher nicht die betreffende Regierung.) Wäre die französische Revolution gewaltfrei denkbar gewesen? Waren die Attentate gegen Hitler legitim? Die Oktoberrevolution? Wann haben die Revolutionäre recht? Wo ist die Grenze? Wer entscheidet? Und wer kontrolliert diejenigen, die entscheiden?

Dies wird auf unterschiedlichste Weise immer wieder beantwortet und durchgespielt, z. B. in Albert Camus' Drama "Die Gerechten", das auf Boris Savinkovs 1909 veröffentlichten *Erinnerungen eines Terroristen* basiert. Ganz anders im Manifest des sog. Una-Bombers Theodore Kaczynski, das im Internet zugänglich ist. Wieder anders in den Diskussionen um die RAF in der BRD der 70er/80er Jahre. Oder in Brechts "Johanna". Oder meinetwegen in "Inglorious Basterds".

Die Selbstverständlichkeit, mit der seitens der Politik und der Medien bei den Protesten in den USA Gewaltfreiheit gefordert wird, ist keine. Freiheit von und Schutz vor willkürlicher Gewalt muss für beide Seiten gelten. Wenn die Polizei bzw. die Staatsgewalt mehr oder weniger unkontrolliert zu Gewalt greifen kann, wann und wo sie es für richtig hält, wird der gesellschaftliche Grundkonsens der gewaltfreien, demokratischen Auseinandersetzung aufgehoben, und der betreffende "Gesellschaftsvertrag" ist in Gefahr. Insofern ist es nur legitim, zuerst zu fordern, dass die Polizeigewalt aufhört. Eine Politik, die die Polizeigewalt schürt, die Reaktion im Sinne von Gegengewalt im Rahmen der Demonstrationen aber verteufelt und mit mehr Gewalt bekämpft, ist nicht hinnehmbar. Sie überschreitet die Grenze zum Unterdrückungs- und Gewaltstaat und bringt in der Konsequenz Personen wie Hans Kohlhase (Kleists Michael Kohlhaas), Dora Brilliant, Ché Guevara, Cochise, Malcolm X oder Ted Kaczynski erst hervor.

Hier findet sich ein Interview des neuseeländischen Fernsehens mit einem Aktivist der "Black Lives Matter"-Bewegung: [Interview](#)

*A riot is the language of the unheard.* Martin Luther King

## 5.6.

1

Tank Man.

Peking, 5. Juni 1989.

Ein bis heute anonymer Mann, weißes Hemd, schwarze Hose, zwei Einkaufstaschen in den Händen, stoppt eine Panzerkolonne, die den Tiananmen-Platz verlässt. Er verschwindet später in der Menge. Bis heute ist unbekannt, was aus ihm geworden ist.

2

Jonathan Meese. Performance in seinem Atelier am 10. April. Zu sehen auf seinem Kanal "Propagandawerk".

*"Das Gesamtkunstwerk Deutschland passiert, wenn man zu Hause ist!*

*Das Gesamtkunstwerk Deutschland passiert, wenn man auf "Daheimi" macht!*

*Wenn man daheim ist!*

*Das Gesamtkunstwerk Deutschland – das ist dein Zuhause!*

*Und du musst anfangen, zu Hause klar Schiff zu machen, nicht woanders!*

*Sortier das zu Hause aus, was nicht Kunst ist!*  
*Daheimismus!*  
*Daheimus!*  
*Sei zu Hause! Das ist Kunst! Mach klar Schiff!*  
*Daheimi!*  
*Das bin ich als kleiner Hund!*  
*Schlecki schlecksn schleck!*  
*Einfach mal die Zukunft anschlecken!*  
*Und auch so'n bißchen pupsipupsi, das gehört nämlich dazu!*  
*Dieser Hund hat NICHTS mit Demokratie am Hut! Null! Zero!*  
*Die Demokratie, das ist die Leere des optimiertesten Mittelmaßes!*  
*Die Demokratie sagt dir immer nur: Geh auf die Straße! Rotte dich ideologisch zusammen!*  
*Werde Mitläufer! Das sagt dir die Demokratie. Geh wählen! Gib deine Stimme ab, dann*  
*hast du keine mehr! Übe Lotterie, und was dann Lotterie-haft an die Macht gewählt*  
*wurde, ist dein Schicksal!*  
*Nein, das ist gar kein Schicksal!*  
*Den Kampf um Kunst, den haben wir verdient!*  
*Und das wird auch die Überwindung der Demokratie sein!*  
*Die Demokratie muss überwunden werden!*  
*Wir müssen in das Gesamtkunstwerk Deutschland eintreten!*  
*Das Gesamtkunstwerk Deutschland wird uns in die Zukunft führen!*  
*Wir brauchen den Führer Kunst! Wir brauchen die Führung Kunst!*  
*Wir brauchen die versachlichteste Führung, und die können wir zu Hause ausarbeiten!*  
*Jeder für sich, indem er klar Schiff macht zu Hause!*  
*Daheimi sein!*  
*Zu Hause sein!*  
*Sich selbst abschotten!*  
*Selbstermetisierung!*  
*Auf Distanz gehen zu allem, was nicht Kunst ist!*  
*Distanz üben!*  
*Kunst ist die Distanzschaffungsmaßnahme!*  
*Die Kunst ist KEIN Gottesdienst! Die Kunst hat NICHTS mit ideologischer*  
*Zusammenrottung zu tun!*  
*Es geht um die Diktatur der Kunst, um das Gesamtkunstwerk Deutschland!"*

## 6.6.

Der Platz vor dem Weißen Haus heißt dank der Bürgermeisterin Muriel Bowser seit gestern offiziell "Black Lives Matter Plaza".

Nicht irgendeine Seitenstraße oder irgendeine Sackgasse im Neubaugebiet.

Sondern der Platz vor dem Weißen Haus.

## 7.6.

1988 bereiste die Kölner Saxophon Mafia auf Einladung des Goethe-Instituts vier Wochen lang den Sudan, Äthiopien, Kenia, Tansania, Simbabwe und Madagaskar. Wir spielten Konzerte, unterrichteten, begegneten Kollegen zu Workshops. Wir wurden von Ort zu Ort geflogen, in den besten Hotels untergebracht, rundum betreut, fürstlich bewirtet. In Khartoum logierten wir im Hilton, dahinter ein Pool, in dem man im Wasser sitzend alkoholfreie Cocktails schlürfte; das Restaurant des Hauses hatte gerade einen Preis für die Beste Küche Afrikas erhalten. Vom Zimmerfenster aus sah ich auf der anderen Straßenseite den Slum.

1994 mit TOME XX wurden wir ebenfalls nach Simbabwe, Madagaskar und nach Namibia eingeladen. Simbabwe und Madagaskar waren inzwischen ruiniert. AIDS raffte einen Großteil der Bevölkerung dahin, besonders in Simbabwe gab es eine grauenvolle Entwicklung, es war demprimierend.

2015 war ich mit DEEP SCHROTT – wieder auf Einladung des Goethe-Instituts – in Westafrika: Nigeria (hier sowohl in Lagos als auch in der offiziellen Hauptstadt Abuja), Ghana, Togo, Äquatorialguinea.

In den 80er, 90er Jahren erhielten wir, wenn ich mich recht erinnere, 800 Mark für einen Auftritt und 300 für einen Workshop, etwa in dieser Größenordnung. Heute sind es, wenn ich richtig liege, 500 bzw. 250 Euro. Damals für einen deutschen "Jazz"-Musiker viel Geld; heute ist es ein deutlich anderes Verhältnis, aber immer noch ist es eine bezahlte Einladung, mit der eigenen Musik Teile der Welt zu bereisen, die man ansonsten kaum kennenlernen würde.

Warum schreibe ich das?

Aufgrund der Tatsache, dass wir – also sog. "Jazz"-Musiker aus Europa bzw. Deutschland – mit viel Aufwand (es wurden ja auch noch Flüge, Übergepäck, Hotels usw. usw. bezahlt, vom organisatorischen und institutionellen Aufwand zu schweigen) nach Afrika versandt wurden, um dort "unsere" Musik zu präsentieren. Im besten Falle gab es, wie man heute sagt, "niedrigschwellige" Konzerte bei freiem Eintritt, zu denen jeder kommen konnte, und fruchtbare, respektvolle musikalische Begegnungen. Aber immer in einem Kontext, in dem wir auf beschämende Weise privilegiert waren. Angesichts der Umstände, unter welchen wir "daheim" oft arbeiten mussten und müssen, nahmen wir es als Geschenk und Ausnahmezustand, genossen es und versuchten, so viel zu geben, wie wir konnten.

Aber man kann nicht umhin, festzustellen, dass wir in Länder reisten, deren unfassbares, jahrhundertlanges Leid in der Konsequenz zu musikalischen Ausdrucksformen geführt hatte (Gospel, Blues, Jazz...), von denen wir im Rahmen unserer musikalischen Emanzipation existentiell profitierten. Aufgrund derer wir alle uns ein lebenslanges Einkommen und einen Platz in der Kunst erarbeiten konnten, unter wie schwierigen, herausfordernden Umständen auch immer.

Ich erinnere mich, wie wir bei einer anderen Tournee im Juni 1991 in Chicago ankamen, die Stadt war über und über mit Insignien der "Chicago Bulls" geschmückt, und einen oder zwei Tage vor unserem Konzert gewannen die Bulls mit Michael Jordan ihren ersten NBA-Titel. Die Stadt war außer Rand und Band. Wir sollten in einem Kulturzentrum in einer schwarzen Neighbourhood spielen. Wir befanden uns nicht nur in den USA, nicht nur in Chicago – wir befanden uns auch dem Ort, der mit der AACM verbunden war, der "Association for the Advancement of Creative Musicians", gegründet 1965. Für uns, die

wir mit der Initiative Kölner Jazz Haus verbunden waren, die größten Vorbilder, sowohl musikalisch als auch in Hinsicht auf politisches Engagement in eigener Sache. Der Saal war ausverkauft, es war größtenteils schwarzes Publikum. Der Kollege Wollie Kaiser war es, glaube ich, der die geniale Idee hatte: *Wir treten in T-Shirts der Bulls auf*. Wir wurden vom ersten Moment an auf Händen getragen.

Wir können nur äußerst bescheiden und dankbar sein dafür, was diese Musik und die dahinter stehende(n) Kultur(en) uns am anderen Ende der Welt wohnenden, saturierten deutschen Wohlstandskindern an Freiheit, Ausdrucksmöglichkeit, Haltung und Karrieren ermöglicht haben. Wir fanden, um es für mein Thema auf den Punkt zu bringen, eine künstlerische und geistige *Heimat*. Es ist ein Skandal, wenn Institutionen, die für sich beanspruchen, in Deutschland "Jazz" und verwandte Musiken zu repräsentieren, sich nicht laut äußern zu den Vorgängen in den USA. Sich nicht unmissverständlich und glasklar solidarisieren. Wir sind, genau betrachtet, Nutznießer dieses Leids. Profiteure, stammend von dem Kontinent, der die Ur-Sünde des Kolonialismus zu verantworten hat. Noch dazu leben wir in einem Land, das die Hilfe der USA benötigte (auch und gerade *schwarzer GIs*), um dem Wahnsinn ein Ende zu bereiten, den es sich selbst eingebrockt hatte... Und in der Folge durften die Deutschen bekanntlich den *Jazz* kennenlernen.

## 8.6.

Der 8. Juni ist der UN-"Welttag der Ozeane".  
 Kinder säubern Flußufer oder Waldstücke von Plastik-Unrat.  
 Politiker versprechen Verbote von Plastiktüten.  
 McD oder Unilever oder Ikea legen Programm auf, um ihren Plastikausstoß zu verringern (das macht den Massen-Fleischkonsum bei McD oder die Billig-Produktion der IKEA-Möbel auch nicht besser).  
 Und die Verbraucher! Ach, wir Verbraucher. Wir Welt-Verbraucher.

Machen wir uns nichts vor.  
 Das Prinzip ist: Worum wir uns nicht ernsthaft kümmern werden seitens Politik und Wirtschaft, dafür wird ein Widmungs-Tag ausgerufen.  
 Oder der Vogel des Jahres.  
 Oder ein Gedenktag.  
 Schleifchen drum, fertig.  
 Darauf kann man verweisen.  
 Sobald das vonstatten geht, wissen alle Bescheid: Es ist zu spät.  
 Wir wissen es seit 20 Jahren.  
 Das Meer ist verseucht. Aus.  
 Mein heute 12jähriger Sohn Oskar fragte schon im ersten oder zweiten Grundschuljahr:  
 Stimmt es, dass wir alle Plastik im Blut haben? Auch ich?  
 Was sollte ich antworten?  
 JA!

Aber dafür wurden Strohhalme aus Plastik verboten. Dafür gibt es das schöne Wort Symbolpolitik.

Wir verseuchen unser aller Heimat, nämlich den Planeten; es wird Symbolpolitik betrieben, und gleichzeitig verursacht die Industrie Jahr für Jahr nicht weniger Plastikmüll, sondern

MEHR. IMMER MEHR. In Europa seit den 70er Jahren das Dreifache. Weltweit im selben Zeitraum versiebenfacht.

Überall, wo man hinkommt – und das heißt *buchstäblich*: ÜBERALL – ist Plastik. Das Plastik, das da ist, wird uns überleben, unsere Kinder überleben, unsere Enkel überleben.

Und es wird MEHR. IMMER MEHR.

Tag der Ozeane...

Mein jetzt 4jähriger Sohn wird nicht mehr mit mir Aale fangen an der Ostsee.

Oder Kabeljau auf Island.

Er wird den unglaublichen, mit nichts zu vergleichenden Geschmack von selbst frisch gefangenem Fisch womöglich nicht mehr erleben.

Oder den gesalzenen Trockenfisch auf den Lofoten.

(Oder Schnee!

Oder - Regen. Lang andauernden, schier nicht enden wollenden Regen.)

Warum?

Weil es sie nicht mehr geben wird, oder weil es verboten sein wird, oder weil es sich von selbst verbietet. Ich liebe Aal, finde es aber einen Skandal, dass ich ihn trotz eines nur 10%igen Restbestands überall weiter kaufen könnte.

Aber ich kann meinen Söhnen oder den anderen Kindern davon erzählen, und sie werden vielleicht leuchtende Augen bekommen.

Sie werden es nicht mehr riechen, spüren, schmecken können.

Aber sie können nachsehen, was Google dazu an Treffern bereithält.

Vielleicht gibt es ein Videospiel, das vom Angeln handelt, vom Eisfischen sogar.

Später werden sie vielleicht ein Kabeljau- oder Heringsmuseum besuchen, in Norwegen oder Island, das gerade einen Preis für die beste Museumsarchitektur erhalten hat.

Oder für die beste multimediale, interdisziplinäre Präsentation.

Powered by Nestlé, Procter & Gamble, Monsanto oder der Mafia.

## 9.6.

Trauerfeierlichkeiten für George Floyd in Houston, Texas. Unter anderem kondolieren auch republikanische Politiker, darunter der Bürgermeister, der Gouverneur. Joe Biden ist da. Nun ja, es ist Wahlkampf, aber der Unterschied zum Signal, das Trump setzt, könnte nicht größer sein. Trump trifft sich währenddessen im Weißen Haus mit Polizeivertretern. Sein Begrüßungsansprache ist [direkt von der Website des Weißen Hauses](#), wo das Treffen dokumentiert wurde.

*THE PRESIDENT: Thank you very much. It's a great honor to have some of the true leaders in our country of law enforcement. And that's what they've done: They've enforced the laws. They've done a fantastic job of it. We have among the best numbers we've ever had in terms of recorded history, certainly.*

*But this has been a very strong year for less crime. Let's put it that way: less crime. And there's a reason for less crime, and it's because we have great law enforcement. I'm very proud of them.*

*There won't be defunding. There won't be dismantling of our police. And there's not going to be any disbanding of our police. Our police have been letting us live in peace.*

*We want to make sure we don't have any bad actors in there. And sometimes you'll see some horrible things, like we witnessed recently. But 99 — I say 99.9, but let's go with 99 percent of them are great, great people. And they've done jobs that are record setting. Record setting. So our crime statistics are at a level that they haven't been at.*

*And I just want to go around the room and just ask each one of the folks to say hello and tell a little bit about themselves and the success they've had. And then we're going to go and have a meeting as to where we go from here. Okay? Thank you.*

Ich hätte gern vermieden, dieses Projekt mit einem so ausführlichen Trump-Zitat zu besudeln.

Aber die Sache will's.

## 10.6.

"States of Euphoria" heißt die neue Produktion meiner Frau Oona Kastner. Oona hat sich mit den drei Dichterinnen Annette von Droste-Hülshoff, Anne Sexton und Virginia Woolf auseinandergesetzt. Eine Collage von Textvertonungen bildet das Rückgrat des Projekts, das Oona für das Droste Festival 2020 auf Burg Hülshoff bei Münster entwickelt hat, das aber nun nicht *live*, sondern als Film, also als Stream stattfinden wird. Wir wollten das Projekt im Juni u. a. auch in Lippstadt *live* zeigen, auch daraus wird nun vorerst nichts.

Schreiben will ich aber über das "Kulturzentrum Wilde Rose" bei Altenmelle, einem früheren Altersheim, das 1976 von einer Gruppe engagierter junger Künstler und Aktivisten gekauft und seitdem zu dem entwickelt wurde, was es heute ist: Ein Kulturzentrum, eine Tagungsstätte und ein Lebens- und Arbeitsplatz in einem Waldstück im Niemandsland zwischen Bielefeld und Osnabrück. Ein kreatives Paradies, in dem wir für einige Tage arbeiten konnten, weil einer der Musiker, der Cellist Willem Schulz, ein maßgeblicher Protagonist der "Rose" und der Letzte aus der Ur-Besetzung ist, der hier seinen Lebensmittelpunkt hat.

Ein Kreis von 40 Jahren schloss sich. 1980 leistete ich im Dreifaltigkeitshospital in Lippstadt Zivildienst und spielte parallel - ich schrieb schon davon - mit großem Enthusiasmus in der lokalen Jazzband "Kunst-Dünger". Gemeinsam führen wir gelegentlich zu Jazz-Konzerten in der Umgebung, in Dortmund, Iserlohn oder auch im "Bunker Ulmenwall" in Bielefeld. Bei einem der Konzerte lernte ich Musiker der Band "Changes" kennen, und sie machten mich darauf aufmerksam, dass im Sommer 1980 in der Nähe ein einwöchiger *Jazzkurs* stattfand. Nämlich in der "Wilden Rose". Die Woche in dieser Umgebung war für mich ein erster Schritt zu einer anderen, intensiveren Form von Reflexion und Studium dieser Musik und vor allem eine Begegnung. Unterschiedliche Kurse und Workshops, Instrumentalunterricht, Themen wie Rhythmik, Harmonielehre, Gehörbildung, Reden über Musik von morgens bis abends, Sessions im Haus oder im Wald, Hören, Austausch, 24 Stunden nichts anderes als Musik, Musik, Musik mit Gleichgesinnten.

Mit entscheidend war der inspirierende Ort, von einem gleichermaßen kreativen wie gelassenen Geist beseelt, gleichwohl mit einer eindeutig politischen Haltung, vor allem aber von großer Gastfreundschaft geprägt. Ein Projekt im Geist der 70er Jahre, in dem intensiv versucht wurde, anders zusammen zu leben, gesellschaftliche Routinen in Frage zu stellen und sich mit sich selbst und seiner Umgebung ernsthaft und nachhaltig auf neue Weise auseinanderzusetzen. Ein Entwurf, ein privates wie künstlerisches wie gesellschaftliches Experiment.

Hier fand nun Oonas Projekt "States of Euphoria" statt, und ich saß genau 40 Jahre später wieder im Garten und war neidisch auf die konkrete *Heimatspflege*, die hier seit 44 oder 45 Jahren stattgefunden hat. Sich selbst eine Heimat zu schaffen, einerseits. Andererseits aber ein Zeichen zu setzen, wie man mit sich und seiner Umgebung umgehen kann: friedlich, tolerant, offen, neugierig, diskussionsbereit. Dass viele dieser Impulse heute esoterische Züge angenommen haben, steht auf einem anderen Blatt. Es ist aber eine Tatsache, dass hier Entwicklungen ihren Anfang nahmen, die andere Möglichkeiten von "Heimat-Arbeit" aufzeigen. Die eine Einladung an *alle* aussprechen – von Nachbarn bis zu Flüchtlingen ist im Prinzip jeder gleich willkommen. Ein Ort zum Leben, ein Ort der Inspiration, der nicht zufällig auch meinem Leben zum damaligen Zeitpunkt einen entscheidenden Impuls gegeben hat.

Das Projekt "States of Euphoria" ist am 26. Juni ab 17 Uhr beim [Droste Festival 2020](#) online zu erleben.

Hier findet man die [Website des Kulturzentrums "Wilde Rose"](#).

## 11.6.

### Elsewhere (I)

Diese Woche konnte man auf WDR 5 ein Feature hören über die Punan, ein Nomadenvolk im Dschungel Borneos. Das Konzept *Heimat*, so wie wir es in der Regel verstehen, hat mit Sesshaftigkeit zu tun, mit der sogenannten "Verwurzelung" an einem Ort. Menschen sind jedoch keine Bäume, schlagen mithin keine Wurzeln, die Selbstverständlichkeit dieses Bildes gilt es zu hinterfragen.

Die Punan sind die letzten Nomaden des Dschungels und werden mit allen Mitteln dazu gebracht, diese Lebensweise aufzugeben, bis hin zu Landraub und Mord. Ihre Lebensweise ist der heutigen Welt unvertraut, unheimlich, es stellt die auf Sesshaftigkeit beruhenden Vorstellungen in Frage. Was würde aus dem scheinbar unumstößlichen Recht auf Besitz, wenn es den festen Wohnsitz nicht gäbe? Das, was uns an Obdachlosen, freiwilligen Großstadtnomaden, Sinti und Roma, Schäfern, Straßenmusikanten oder Leuten, die in Bauwagen wohnen, zutiefst irritiert, ist das In-Frage-Stellen dieser Selbstverständlichkeiten.

Menschen gibt es seit rund 300.000 Jahren, Sesshaftigkeit seit rund 12.000, offenbar einer klimatischen Entwicklung geschuldet, die es erlaubte, sich an einem Ort niederzulassen und dort sein Auskommen zu finden. Heute sind angeblich 99,9% der Menschen sesshaft. (Ob und wie die weltweiten Flüchtlingsströme hier berücksichtigt werden, ist mir unbekannt. Mir erscheint dieses Phänomen als eine Art Nomadentum

aufgrund des Klimawandels, da die Menschen nicht allein vor Kriegen fliehen, sondern ihren Wohnort aus Not aufgeben müssen, um einen neuen zu suchen, an dem sie überleben können. Der Klimawandel, verursacht in erster Linie von der Ressourcenausbeutung durch die westliche Industriegesellschaft.)

Der österreichische Filmmacher Nikolaus Geyrhalter, u. a. bekannt durch den vielfach preisgekrönten Film "Unser täglich Brot", produzierte 2001 einen 12teiligen Dokumentarfilm mit dem Titel "Elsewhere". Geyrhalter hatte sich im Laufe des Jahres 2000 jeden Monat an einem anderen entlegenen Ort der Erde aufgehalten, um die Lebensweise der Menschen, ihren Umgang mit der Natur, die Bedrohung ihrer Existenz zu untersuchen. Ohne jeden Kommentar dokumentiert er die 12 Abschnitte seiner Reise jeweils 20 Minuten lang in dem Film, der also insgesamt vier Stunden lang ist, denen man als Zuschauer absolut gebannt folgt.

Das Thema des Films könnte man beschreiben als Untersuchung verschiedener Konzepte von "Heimat", vorausgesetzt, man versteht den Begriff nicht in erster Linie als Versuch, sich abzugrenzen und auf dem "Eigenen" zu bestehen, sondern als offenes, überall neu und anders zu beantwortendes Konzept, wie der Mensch in und mit seiner Umgebung lebt, wie er um das Überleben in der jeweiligen Klimazone, unter den mehr oder weniger schwierigen Umständen kämpft, welche spezifischen Fähigkeiten er dafür aufgrund seiner jahrhunderte-, manchmal jahrtausendealten Erfahrungen entwickelt, wie er mit seinesgleichen, mit der Familie, dem Clan, der Erde, den Elementen, den Tieren umgeht, wie und wovon er sich ernährt, wie er sich kleidet, welche kulturellen Besonderheiten er ausbildet, welche religiösen Vorstellungen, schließlich welche künstlerischen Antworten er findet. (Wenn ich "er" schreibe, meine ich natürlich immer auch "sie", insbesondere bei diesem Film, in dem es ausdrücklich auch um andere als patriarchalische Konzepte geht.)

Ein besonderer Schwerpunkt des Films liegt *volens nolens* auf der Bedrohung, der all diese unterschiedlichen menschlichen Lebenskonzepte ausgesetzt sind. Der Macht des westlichen Kapitalismus, seinen Medien, seinen Verführungen, seinem Kommerz sind sie alle miteinander letztlich hilflos ausgeliefert, und diese Hilflosigkeit und auf der anderen Seite die unglaubliche Brutalität, aber auch Absurdität des weltweiten Nivellierungsprogramms in diesen 12 Facetten offenzulegen, macht die große Schönheit und die abgrundtiefe Melancholie des Films aus.

Im einzelnen besuchte Geyrhalter Tuaregs und Samen, also nomadisch lebende Kulturen, Menschen mit anderen familiären und Beziehungskonzepten in China oder Namibia, Waldmenschen in Indonesien, Robbenjäger auf Grönland und andere mehr. Der Film endet mit einem Beitrag über das Atoll Woleai in Mikronesien, wo Jahr für Jahr amerikanische Flieger zu Weihnachten gebrauchte T-Shirts abwerfen, die nicht benötigt werden, weil hier alle immer mit nacktem Oberkörper unterwegs sind.

Geyrhalter delectiert sich nicht an fremden oder exotischen Lebensweisen, es ist kein bunter Reigen indigener Völker, der er hier präsentiert. Er lässt die Situationen ohne Kommentar für sich sprechen, und der Film geht dem Zuschauer gerade durch diesen Kunstgriff nahe: Die Menschen in ihren Situationen sprechen für sich, wir werden zu "unmittelbaren" Zeugen, vergessen das Medium gerade deshalb, weil es *nicht* mit Illusionen arbeitet. Hinzu kommt, dass viele der Menschen vor der Kamera so wenig medienverseucht sind, dass sie das Bildmedium ignorieren und nicht in Posen verfallen.

Der schiere Umfang des Unternehmens, für das Geyhalter mit seinem Team ein Jahr lang weltweit unterwegs war, macht sprachlos. Die an allen Orten wiederholte Erfahrung des Reichtums der Welt und der menschlichen Lebensweisen einerseits; andererseits die Tatsache, dass die Welt durch den wahnsinnig gewordenen Kapitalismus permanent ärmer gemacht wird (der Reichtum also zerstört wird) und Begriffe wie "Heimat" als Kampfbegriffe dafür herhalten müssen, den Rest der Welt immer wieder mit allen Mitteln zu belehren, zu bekehren und auszubeuten, treten selten so schonungslos zutage wie in diesem so poetischen wie wahrhaftigen Filmkunstwerk.

2019 hat Geyhalter seinen neuesten Film mit dem Titel "Erde" veröffentlicht, der in sieben Kapiteln an verschiedenen Schauplätzen darstellt, wie der Mensch mit immer größeren und effektiveren Maschinen der Erde und ihrer Oberfläche zu Leibe rückt. Ein vergleichbares Thema.

Für mich, der ich – wie schon geschrieben – väterlicherseits aus Warstein stamme und schon als Kind die Verletzungen erlebte, die dort der Erde, mithin der "Heimat" zugefügt wurden und werden, und nun seit 40 Jahren nicht weit vom Tagebau Garzweiler lebe, liegt auf der Hand, dass diese Praktiken der Erde Wunden zufügen. Es liegt außerhalb meiner Vorstellungskraft, dass man die Erde ausbeuten kann, ohne dass es irgendwann Konsequenzen haben muss, die außerhalb der menschlichen Kontrolle liegen.

## 12.6.

### Elsewhere (II)

Die gestern beschriebenen Bruchlinien zwischen weitgehend traditionellen Lebensweisen und der aggressiven Übernahme durch die, kurz gesagt, westliche Konsumgesellschaft verlaufen nicht nur in exotischen Winkeln der Erde oder in der sog. "Dritten Welt". Wobei ich mir über die Verkürzung der Argumentation völlig im klaren bin. Hier ist nicht der Ort, einen Begriff wie "westliche Konsumgesellschaft" so weit zu differenzieren, dass jeder Aspekt bedacht werden kann. Es geht mir um ein anderes Thema, und dafür mag die etwas gröbere Terminologie hinreichend sein. Es weiß ohnehin jeder, was gemeint ist. Auch ist mir bewusst, dass die westliche Lebensweise und die Globalisierung nicht ausschließlich Übles in die Welt gebracht haben. "Globalisierung" hier, wie von Peter Sloterdijk in "Im Weltinnenraum des Kapitals" ausführlich begründet, verstanden als ein Prozess, der mit der "Entdeckung" Amerikas 1492 begonnen hat. Wobei es heute immer schwerer fällt, neben all den Schrecken, die der Westen über die Welt gebracht hat, auch ein paar Wohltaten auszumachen. Die Wohltaten, davon ist auszugehen, gingen *grosso modo* den entgegengesetzten Weg und bereicherten den Westen.

Zurück zum Anfangsgedanken. Vor wenigen Jahren ergriff ich die Gelegenheit, ein renovierungsbedürftiges, mehr als 100 Jahre altes Bauernhaus im nördlichen Westerwald für wenig Geld zu erwerben. Mehr als ein Jahrhundert lang war der kleine Hof, in dem sich alles unter einem Dach befand, in mehreren Generationen von einer Familie bewirtschaftet worden. Der Hof ging mitsamt des größten Teils der Einrichtung an mich über. Dazu gehörte eine Fülle alter Arbeitsgeräte von einer hölzernen Egge bis zu alten Sensen; Dinge also, die man heute entweder in Heimatmuseen oder an den Wänden rustikaler Gasthäuser findet. Dinge, die Schwielen verursacht haben, Dinge, die mit

lebenslangem Schweiß getränkt sind, deren Griffe vom vielen Benutzen so glatt sind wie Kunststoff.

Vielen dieser Gegenstände war anzusehen, dass sie aus einer Zeit stammten, in der man sie benutzte, statt sie bloß zu besitzen, und sie (selbst) reparierte, statt sie wegzuworfen. Ich fand einen aus Draht hergestellten Maulkorb für Rinder. Ich fand eine selbstgefertigte Kartoffelreibe, so simpel wie effektiv, die Jahrzehnte ihren Dienst getan hatte. Ich fand ein Küchenmesser, das von den zahllosen Schleifgängen so dünn geworden war, dass die Klinge nun einer Nadel ähnlicher sah als einem Messer. Stall, Werkstatt und Scheune waren voll von Dingen, die man nicht weggeworfen hatte, weil sie irgendwann vielleicht von Nutzen hätten sein können: Bretter verschiedenster Größe, abgebrochene Besenstiele, durch jahrzehntelange Abnutzung stumpf gewordene Hacken, verrostete alte Äxte, Lampenfassungen und Sicherungen aus Porzellan. Andere Gegenstände demonstrierten, dass man so gut wie alles selbst konnte: ein Schuster-Dreifuß, eine alte, aber funktionierende Kreissäge, eine mechanische Getreidemühle aus der Nachkriegszeit, ein Stopfpilz.

Der E-Herd aus den 80er Jahren stand neben einer alten gußeisernen Küchenhexe, die mit Holz geheizt wurde und bis zum Schluss ihren Dienst getan hatte. Bevor das Haus an mich verkauft wurde, hatte die 90jährige Matriarchin der Familie es lange allein bewohnt, bis es für sie nicht mehr zu halten war. Ein Flachbildschirm und ein barrierefreies Badezimmer zeugten von weniger aktiven Jahren, bevor die alte Dame für ihre letzten Jahre in ein Altersheim zog.

Auch die Möbel waren alt, aber nicht das, was man unter Antikmöbeln versteht. Es war kein einziges wertvolles Stück darunter. Sie waren benutzt worden, nicht gesammelt. Und auch hier wurde repariert statt weggeworfen. Design gab es nicht. So gut wie alles war aus Holz, kaum Kunststoff (von einer Anrichte aus den 50ern abgesehen), kein einziges Pressspanmöbel aus dem "Einrichtungshaus". Alles hatte Würde durch lebenslangen Gebrauch. Fragen nach Ästhetik stellten sich nicht, und wenn doch einmal, dann wurden Entscheidungen getroffen wie von Kindern. Die wenigen Dinge, die nicht dem direkten Gebrauch dienten, waren typischer Kitsch, aber auch der Kitsch hatte in diesem Zusammenhang eine Würde.

*Elsewhere*; Auch diese Lebensweise ist vorbei, ehemals arme Landstriche wie Eifel oder Westerwald werden entweder zu Refugien von Künstlern und Menschen, die alternativ leben wollen, oder die Dörfler haben Jobs in der Region und pendeln. Subsistenzwirtschaft ist, wenn überhaupt, in Kommunen zu finden, in der DIY-Bewegung, in esoterischen oder Waldorf-Tagungshäusern, Sozialprojekten oder auf Biohöfen. Auf dem Land selbst kann man kaum vernünftig einkaufen; die großen Discounter haben alles im Griff. Alternative Produkte landen in den Regalen der Bio-Supermärkte in den Städten. Wer nach regionalen Kulturveranstaltungen sucht, findet Veranstaltungen mit Cover-Bands oder abgehalfterten Schlagersängern. Weihnachtsmärkte, Feuerwehr- und Schützenfeste sowie die leerer werdenden Kirchen halten die Illusion eines dörflichen oder traditionellen Lebens mehr schlecht als recht aufrecht. Man trifft sich in Backfilialen, die für ihre Kundschaft am Rande gigantischer Parkplätze ein paar Plastikstühle und -tische nach draußen gestellt haben. Natürlich ist man gerade hier und gerade jetzt überall mit dem Begriff "Heimat" konfrontiert, mit dem die ganze Misere auf dem Land übertüncht wird. Ein Mantra, mit dem man sich etwas vormacht, so lange es eben geht, und mit dessen Hilfe man definiert, wer dazugehört und wer nicht.

Die Gegenstände haben keinen Wert mehr, sie werden nun massenhaft und billig in anderen Teilen der Welt hergestellt, unter Bedingungen, die man nicht anders bezeichnen kann denn als Sklaverei. Wir schärfen unsere Messer und stopfen unsere Socken nicht mehr selbst, wir werfen sie weg und kaufen neue, ein Messerset oder 5 Paar Socken um die zehn Euro. Und wo mit Gegenständen und mit der Welt, in der man sich befindet, wo auch mit Erinnerungen und Tradition so umgegangen wird, ist der Mensch bald nicht mehr wert als die Gegenstände. Da kann man noch so oft von "Heimat" faseln: Alle wissen einfach, dass es vorbei ist, und machen so lange weiter, wie es eben geht mit Hilfe von Alkohol, Tourismus, Sündenböcken, Nostalgie, Misogynie, Xenophobie, Cliquenwirtschaft, Bildschirm. Gelegentlich bricht Wut und Aggression durch, mit unvorhersehbaren Folgen. Gelegentlich geschehen auf Campingplätzen und in Schrebergärten Dinge. Im Normalfall kriegt man es mit Fußball, Bier und Heimat hin.

### 13.6.

Wir brauchen Helden.  
Sportler sind Helden.  
National-Helden.  
Heimat-Helden.

Megan Rapinoe ist Kapitänin der US-Fußballnationalmannschaft, nahm an drei WMs teil, von denen sie mit ihrer Mannschaft zwei gewann, zuletzt 2019. Sie bekannte sich schon 2012 offen zu ihrer Homosexualität und schloss sich 2016 den Protesten gegen Rassismus an. Sie war die erste weiße Athletin, die sich aus Protest weigerte, die Nationalhymne mitzusingen, und während der Hymne nach dem Vorbild des Quarterback der San Francisco 49ers, Colin Kaepernick, kniete. Auch während der WM in Frankreich sang sie die Hymne nicht mit. Nachdem Trump sie deshalb kritisierte, erklärte sie, dass sie von *Haterrn* keine Notiz nähme. Danach gefragt, ob sie aufgeregt wäre, wenn sie nach dem WM-Gewinn ins Weiße Haus eingeladen würde, erklärte sie "I'm not going to the fucking White House." Rapinoe gewann sowohl den Goldenen Ball als beste Spielerin, als auch den Goldenen Schuh als beste Torschützin der WM.

Trump nennt das Knien während der Hymne "eine Verachtung von allem, wofür wir stehen" und "die totale Respektlosigkeit vor unserem Erbe"; die entsprechenden Spieler seien "Hurensöhne". Es ist so albern. Dieses "wir" und "unser". Egoismus und Partikularinteressen, der Masse verkauft als kollektive Identität. Lächerlich. Aber da stehen die Idioten schon wieder hinter ihm mit ihren Mützchen und Wimpelchen...

Der US-Fußballverband hat im Zusammenhang mit "Black Lives Matter" vor einigen Tagen das Protestverbot für SpielerInnen aufgehoben.

Auch in der Bundesliga gibt es bekanntlich Protest, erstaunlicherweise. Die deutsche Fußballszene ist nicht unbedingt bekannt für ihr gesellschaftliches Bewusstsein. Wann bekennen sich endlich die ersten FußballerInnen während ihrer aktiven Zeit zu ihrer Homosexualität? Schwule Bürgermeister, Parteivorsitzende, Minister... Nur im Jazz und im Fußball geht immer noch die Angst um, sich im Testosteron-definierten Umfeld zu outen.

Megan Rapinoe jedenfalls ist eine Heimat-Heldin. Und eine Kandidatin für die Verleihung des von mir geforderten Nestbeschmutzer-Ordens durch den Bundespräsidenten.

**14.6.**

Nachtrag zu gestern. Heute morgen wurde bekannt, dass Trump eine von Obama geschaffene Regelung zum Schutz von Transpersonen vor Diskriminierung im Gesundheitswesen zurückgenommen hat. (Ganz nebenbei erfährt man immer wieder, an wie vielen Stellschrauben Obama gedreht hat, von denen man nicht wusste.)

Die Obama-Regierung hatte die Definition von Geschlecht in einem Gesetz zum Schutz der Bürgerrechte im Gesundheitswesen über das biologische Geschlecht hinaus ausgeweitet, um alle Geschlechtsidentitäten zu erfassen. Das Gesundheitsministerium erklärte am Freitag, die Regierung werde nun zur Interpretation des Wortes "Geschlecht" als "männlich oder weiblich und wie von der Biologie bestimmt" zurückkehren. Die bisherige Regelung habe einerseits zu „Konfusion“ geführt und im übrigen die Kosten in die Höhe getrieben.

Das Nationale Zentrum für die Gleichstellung von Transgendern bezeichnete die Entscheidung der Trump-Regierung als "grausam" und "verachtenswert". Ärzte und Versicherer könnten in der Folge Trans-Personen die Versorgung verweigern. Selbst die Katholische Gesundheitsorganisation der Vereinigten Staaten verurteilt die Neuregelung. „Jemandem medizinische Versorgung zu verweigern, nur weil man sich unwohl dabei fühlt, wie jemand sein Geschlecht oder seine Sexualität versteht, ist unakzeptabel.“

Die Ankündigung der Regierung kam am Jahrestag des Attentats auf einen LGBT-Nachtclub in Orlando 2016 und mitten im *Pride-Monat* Juni, wenn an die Ereignisse im Juni 1969 in New York erinnert wird, bei denen sich in der Christopher Street die Besucher der Schwulenbar "Stonewall Inn" gegen willkürliche Kontrollen und Schikanen wehrten.

*Was geht es uns an?* Nun, ich kenne jedenfalls Betroffene, ich kenne Transpersonen, ich kenne viele Schwule und Lesben (s. u. den heutigen Buch-Hinweis), ich habe Leute an AIDS sterben sehen, ich habe seinerzeit selbst einen Test machen müssen und Höllenängste ausgestanden. Eine ernsthafte Suche nach einem "Heimat"-Begriff, der nicht nur für Separation, Abgrenzung, Ausschluss und Rassismus steht, muss sich an der Frage nach den sog. Minderheiten messen lassen. Oder - auch ein möglicher Gedanke - man verzichtet ganz auf ihn, wie z. B. von Thomas Ebermann vorgeschlagen, und überlässt ihn denjenigen, die ohne ihn nicht können.

**15.6.**

Vor wenigen Wochen erschien die neue Ausgabe der Jahrespublikation "Kultur in Lippstadt", herausgegeben von der KWL ("Kultur und Werbung Lippstadt") für die Saison 2020/21. Darin finden sich die Angebote der verschiedenen Lippstädter Kulturträger, zuständig für Musik, bildende Kunst, Literatur, Theater, Kabarett, Vorträge, Gedenkveranstaltungen, Stadtführungen, Herbstwoche, Altstadt- und Apfelfest, Weihnachtsmarkt, Lippstädter Lenz. Als besonders kulturell erwähnenswert erscheinen

diverse verkaufsoffene Sonntage: Was an Wochentagen allzu profan daherkommt, wird am Sonntag zum kulturellen Ereignis: Einkaufen.

\*

Der folgende Text wird der berühmten westfälischen Kochbuch-Autorin Henriette Davidis (1801 – 1876) zugeschrieben und soll aufgrund einer kulinarischen Reise in der Hellweg-Region entstanden sein. Das Original-Typoskript gehört mittlerweile zum Bestand des H.-D.-Museums in Wetter-Wengern, wurde aber ursprünglich wohl für eine Anthologie regionaler Märchen und Parabeln aus der Mitte des 19. Jahrhunderts verfasst, die lange als verschollen galt. Das einzige noch erhaltene Exemplar wurde vor wenigen Jahren in der Klosterbibliothek Corvey entdeckt. Ein Teil dieser Bibliothek fiel 1868 den Folgen eines Blitzschlags zum Opfer, der große Teile des Gebäudedaches zerstörte. Anschließend entschloss sich Erbprinz Viktor II. (1847–1923), Herzog und Fürst von Corvey, diesen Teil des Gebäudes für seine zukünftige Gemahlin, Marie Gräfin Brunner-Enkevoirth, zu restaurieren und nach ihren Wünschen einzurichten. Wie zahlreiche andere beschädigte Originalschriften befand sich die betreffende Anthologie, als man sie in den Kellerräumen des Schlosses fand, in erbarmungswürdigem Zustand, und auch nach sorgfältiger Restaurierung blieben einige Passagen des Textes so gut wie unleserlich. Sie wurden daher von den Herausgebern behutsam und nach bestem Wissen und Gewissen ergänzt.

*Es gibt da diese Stadt, in der man sich unter Führung einer Kochgilde vor langer Zeit darauf geeinigt hat, die Varietäten der Kochkunst nach bestimmten Merkmalen, nach Vorlieben und Nachfragen aufzufächern und zu unterscheiden. Die Stadt hält sich selbst für ein kleines gastronomisches Paradies, und begründet wird dies damit, dass man sich seit jeher an die traditionellen Rezepte halte, an denen noch nie grundsätzlich etwas geändert wurde. In jedem der Gasthäuser werden die Rezepte von Generation zu Generation und von Koch zu Koch weitergegeben. Wird einmal ein neuer Koch verpflichtet, so ist er gehalten, die alten Rezepte weiter zu verwenden und nichts zu verändern. Alle Zutaten werden seit langem auf dem Wochenmarkt, bei denselben Bauern, Jägern, Fischern und Sammlern erworben oder selbst angebaut. Es wird so preiswert gekocht wie möglich, "Keine Experimente!", es wird an Salz, Pfeffer und Zucker gespart, wo es geht, und da die Gäste vornehmlich aus der Stadt selbst kommen und es nicht anders kennen, sind es alle zufrieden. Und wo es etwa an Finesse fehlen sollte, wird sie durch die schiere Menge des Essbaren wettgemacht, die sich auf den Tellern findet.*

*Eine Besonderheit, auf die sich die Stadt in ihrer eher praktischen Vernunft viel einbildet, ist, dass jede Gaststube sich spezialisiert hat, so dass es keine Konkurrenz zwischen ihnen geben wird. Es gibt ein Haus, in dem ausschließlich Fisch zubereitet wird, es gibt ein Fleisch- und ein Pfannkuchenhaus, es gibt die Suppenküche, den Kiosk mit kleinen Speisen für die, bei denen es schnell gehen soll, es gibt die Bäckereien und Konditoreien, die gleichermaßen spezialisiert sind, und allen ist gemein, dass sie die Speisen mit geringstem Aufwand nach traditioneller Weise zubereiten. Und so können sie sich sogar gegenseitig empfehlen: Kommen Gäste ins Fischhaus, möchten aber doch lieber eine Suppe, so wird der Inhaber ihnen empfehlen, doch die Suppenküche aufzusuchen; präferieren Besucher des Pfannkuchenhauses ein Kotelett, so schickt sie der Inhaber zum entsprechenden Kollegen; will der Bäckereikunde ein Stück Erdbeertorte, verweist man ihn an die Konditorei und so weiter.*

*Die Bürger der Stadt aber entscheiden sich langfristig über's Jahr und nach gründlicher Überlegung, was sie delectieren könnte, und genießen dann die vertrauten Geschmäcker in vertrautem Ambiente; sie nehmen die geläufigen Angebote fleißig wahr, das ist ihnen Abwechslung und Gaumenschmaus genug. Wüsste jemand ungewöhnliche, anders zubereitete, ja exotische Speisen, so erhielt er die verdiente Antwort: Er könne es gern anderswo versuchen, dort werde er mit seinem Anliegen sicher fündig. In dieser Stadt, "hier bei uns", sei es so, wie es sei, und man möchte, dass es so bliebe. "Das kennen wir, das mögen wir!", da sind sich Koch und Kundschaft einig. "Kochen von allen" und "Küche wird immer von Menschen gemacht", wie es in der Stadtpostille treffend heißt.*

*Die Köche der Stadt bilden besagte Kochgilde, die auf eine Jahrhunderte alte Tradition zurückblickt. Schon immer gab es Fleisch von Schwein und Rind, Flussfisch, Kartoffeln, Möhren, Spargel, Rapsöl, dazu das, was sich in Wald und Flur findet, all die guten Dinge der Umgebung, und die Gilde wacht penibel über Zutaten und Rezepte. Köche, die neu in die Stadt kommen, müssen bei der Gilde vorsprechen und werden auf ihre Tauglichkeit geprüft; ein neuer Koch ist verpflichtet, den Gildemitgliedern eine Probe seines Könnens zu liefern, auf der Grundlage der alten Rezepte und Zutaten natürlich. Sodann muss er einen Vertrag unterschreiben, der ihn verpflichtet, sich an die altbekannten Vorgaben zu halten, und dann findet er sicher einen zuverlässigen und treuen Dienstherrn.*

*Gelegentlich kommt ein Weitgereister zurück in die Stadt und probiert nach langer Zeit die altbekannten Speisen wieder. Inzwischen hat er vieles andere verkostet, und sein Gaumen hat nicht nur eine Fülle von Variationen degustiert, sondern kann Gutes von Gewöhnlichem, Original von Imitation, Kreativität von Scharlatanerie unterscheiden – er hat erfahren, wie die Geschmäcker sich differenzieren und ergänzen in der Welt. Dann kann es passieren, dass der Weitgereiste behauptet, die Köche, die Inhaber, die Gäste hätten alle miteinander keinen Schimmer, sollten füglich eine Reise machen, Neues wagen, das werde sie beflügeln und ihre Geister wecken... Und wenn der Weitgereiste besonders verwegen ist, gibt er im Handumdrehen ein paar Empfehlungen allein aufgrund seiner reichen Expertise. Aber der Weitgereiste wird schnell eines Besseren belehrt: Man wolle es hier so, man koche so, wie die Leute äßen, man habe Belehrung nicht nötig und dem Volk nicht nur aufs, sondern ins Maul geschaut. Woanders sei das Gras bekanntlich immer grüner, aber man wisse, was man an den Traditionen habe, man werde sie nicht leichtfertig aufs Spiel setzen, nur, weil ein Dahergelaufener, der noch nie die heimischen Werte hochgeschätzt habe, nun der Ansicht sei, alles besser zu wissen.*

*Insgeheim gibt es den Einen oder die Andere, die den Weitgereisten beneiden. Manche suchen unter einem Vorwand seine Nähe und lauschen den Ausführungen, dabei läuft ihnen das Wasser im Munde zusammen. Man hörte sogar schon davon, dass es Vorwitzige gegeben habe, die versucht hätten, am heimischen Herd ein paar der Geschmackswunder nachzukochen, von denen der Weitgereiste ihnen erzählt hatte, und vielleicht hatte er auch das eine oder andere von seinen Reisen mitgebracht und hergeschenkt: Ingwer, Zimt, Koriander, Anis, Bockshornklee, Kardamom, Kreuzkümmel... Es gab welche, die danach fortgingen. Einigen war es eine willkommene Abwechslung, nach der sie zum Tagwerk zurückkehrten. Den meisten war es gleichgültig, und wenn sie einmal probierten, dann fehlten ihnen die Fähigkeit und die Bereitschaft, die fremden Aromen zu würdigen. Vielleicht sorgten sie sich vor dem Neuen; oder sie waren zufällig Koch oder gar Inhaber einer Gaststätte und hatten jedwede Änderung zu fürchten.*

*Besucher fanden das Leben in der Stadt erstaunlich oder interessant und freuten sich, dass es den Einwohnern damit gut zu gehen schien; einen Tag oder zwei hielt man sich*

*gern hier auf, hatte vielleicht Verwandte oder Freunde, dann fuhr man wieder und hatte das eine oder andere Souvenir erworben: das Kochbuch der Stadt, ein paar Gläser mit Eingewecktem, ein paar der Spezereien aus den örtlichen Backstuben, eine Postkarte dazu.*

*Jahr für Jahr ging es so, Jahrzehnt für Jahrzehnt, und es war gut so. Das Leben ging weiter und seinen Gang. Man wuchs auf, man lebte, man starb, man kannte es nicht anders. Man war es zufrieden.*

**Zusatz:** Es handelt sich bei dem Text und den Umständen um eine freie Erfindung des Autors, will heißen: eine Parabel. Ähnlichkeiten mit Vorgängen im Lippstädter Kulturangebot sind weder zufällig noch unbeabsichtigt.

## 16.6.

vergrämungsmittel

3 meter edelstahl 4-reihig 6 elemente à 50 cm vogelabwehr  
 klickverschluss und sollbruchstellen  
 taubenspikes 13,0 cm an der breitesten stelle  
 effektive schutzbreite bis zu ca. 22 cm

rechts überholender lkw  
 erwischt unter der brücke eine taube  
 kommt noch durch bei gelb  
 bei rot fällt die taube auf den bürgersteig  
 versucht sich aufzuraffen  
 fällt hin  
 versucht sich aufzuraffen  
 fällt hin  
 sackt in sich zusammen  
 die flügel flattern umeinander  
 dann still

der 4jährige in seinem kindersitz  
 lacht  
 sie kann nicht mehr fliegen  
 sie zappelt komisch  
 dann still  
 auch das kind  
 still

die einzigartigen roadside screens  
*deutscher nachbarschaftspreis*  
 an den frequenzstärksten top-knotenpunkten der stadt  
*nothilfe syrien*  
 eine einmalige möglichkeit die bürger über große  
*mundschutzpflicht*  
 digitale bildschirme dort zu erreichen

wahre grill-liebe  
 wo sie offen für werbung sind  
 museum ludwig mapping the collection  
 tag und nacht unübersehbar lange blickverweildauer  
 86 veedel 1 netz  
 erreicht die zielgruppe mit hohem haushaltsnettoeinkommen  
 immer zur richtigen zeit

tote taube beethovenstraße  
 samuel fuller 1973 großes kino  
 vielleicht der beste tatort aller zeiten  
 der mörder hieß charlie umlaut  
 und die musik war von can  
 einschaltquote 59 prozent  
 massenhafte publikumsproteste  
 sehgewohnheiten auf die probe gestellt

die ampel wechselt auf grün  
 die taube still  
 das kind möchte musik hören  
 morgen kommt die kehrkolonne  
 sorgt für sauberkeit  
 don't cry  
 when doves cry  
 don't cry  
 don't don't cry

## 17.6.

*Die griechische Küstenwache setzt offenbar Bootsflüchtlinge im Mittelmeer aus, wie Recherchen von Report Mainz, Lighthouse Reports und dem "Spiegel" ergeben haben. Die Rechercheure zeigen anhand eines Falls vom 13. Mai, dass die griechische Küstenwache Flüchtlinge offenbar auf aufblasbaren Rettungsinseln in der Ägäis zurückgelassen hat. Das ist auf einem Video zu sehen.*

*Seit Jahren klagen Flüchtlingsaktivisten und Migranten auch über Angriffe von maskierten Männern in der Ägäis. Dabei wird oft der Motor der Flüchtlingsboote beschädigt und so ihre Ankunft auf den griechischen Inseln verhindert.*

*Unklar war bislang, wer die maskierten Männer sind. Dem "Spiegel", Report Mainz und Lighthouse Reports gelang es mithilfe Dutzender Bildvergleiche erstmals, sie in einem Fall der griechischen Küstenwache zuzuordnen.*

*Am 4. Juni attackierten maskierte Männer in der Ägäis ein Flüchtlingsboot. Dabei benutzten sie ein graues Schlauchboot. "Spiegel", Report Mainz und Lighthouse Reports konnten das Schlauchboot aufgrund verschiedener Merkmale zweifellos lokalisieren. Es gehört zum griechischen Küstenwachenschiff ΛΣ-080.*

*Die griechische Küstenwache bestreitet die Vorwürfe. Die Beamten würden keine Masken tragen. Man halte sich stets an geltendes Recht.*

*Die migrationspolitische Sprecherin der Grünen, Luise Amtsberg, sieht auch eine Mitverantwortung der EU-Grenzschutzagentur Frontex. Diese ist mit eigenen Booten zur*

*Unterstützung der griechischen Küstenwache in der Ägäis eingesetzt. "Die Pushbacks können nicht komplett ohne das Wissen der anderen Einsatzkräfte passieren", sagt sie. Frontex teilt auf Anfrage mit, die Zentrale habe keine Berichte über solche Pushbacks von den Frontex-Beamten im Einsatz erhalten.*

Quelle: tagesschau.de

"Auf der Tagesordnung steht der Krieg um Schwimmwesten und Plätze in den Rettungsbooten, von denen niemand weiß, wo sie noch landen können, außer an kannibalischen Küsten. Mit der Frage, wie man diese Lage seinem Kind erklärt, ist jeder allein."

Heiner Müller

## 18.6.

### FLEISCHFLEISCHFLEISCHFLEISCHFLEISCH

Heimatgeschmack. Selten habe ich so viele Menschen so begeistert so viel schlecht zubereitetes Massentierhaltungsfleisch in sich hineinschaufeln sehen wie bei einschlägigen Anlässen in Westfalen. Qualität egal. Herkunft egal. Kochkunst egal. Rein das Fleisch, immer rein. Alibigemüse, gern Erbsenundmörkkes, schön verkocht, westfälische Spezialität. Und Katttoffeln, viel fettige Katttoffeln. Viel ist gut. Katttoffel ist gut. Rind ist besser. Schwein ist am besten. Es könnten ja wieder schlimme Zeiten kommen.

Von den rund 60 kg Fleisch, die pro Kopf in Deutschland jährlich verzehrt werden, sind rund 38 kg Schweinefleisch, 12 kg Geflügelfleisch, 9 kg Rindfleisch, 1 kg andere Fleischarten.

### FLEISCHFLEISCHFLEISCHFLEISCHFLEISCH

*Spiegel Online, 17.6.2020*

"Wir sind durchaus überzeugt, dass wir viele Sachen richtig machen"; erklärt Gereon Schulze-Althoff, der Leiter des Tönnies-Pandemie-Krisenstabs. Man habe in den vergangenen vier Monaten in Abstimmung mit den Behörden "sehr intensiv daran gearbeitet, das Virus aus dem Betrieb herauszuhalten". Aber: "Unsere Betriebe sind nicht für die Pandemie gebaut." Und es zeige sich immer deutlicher, "dass gerade gekühlte Räume mit herbstlichen Bedingungen die Situation verstärken können, dass es zu Spreading-Events kommt, dass einzelne Personen das Virus auf viele übertragen können." (...)

Tönnies-Manager Schulze-Althoff behauptet, die Lage in den Unterkünften sei "nicht ausschlaggebend für die Verbreitung" - obwohl auch bei Tönnies osteuropäische Mitarbeiter oft eng zusammenleben. Deren Zahl habe man auf "unter zehn Personen pro Wohnung" begrenzt, sagt Schulze-Althoff, und die Behörden hätten bei Kontrollen nichts zu beanstanden gehabt.

"Wenn die Firma Tönnies die Produktion einstellt", erklärt Adenauer [Landrat Kreis Gütersloh, DR], "werden ungefähr 20 Prozent der Fleischprodukte in Deutschland fehlen."

Dabei steht ein konzernweiter Schlachtungsstopp gar nicht infrage. In anderen Werken produziert Tönnies weiter Fleisch für die Republik: nun sogar noch mehr als zuvor, um den vorübergehenden Ausfall von Rheda-Wiedenbrück zu kompensieren.

## FLEISCHFLEISCHFLEISCHFLEISCHFLEISCH

*Neue Westfälische, 1.8.2019*

Paderborn. „Willkommen in der 1. Bundesliga!“ Clemens Tönnies, Chef des zweitgrößten Schweine-Schlacht-Imperiums in Europa und Aufsichtsratsvorsitzender des Erstligisten FC Schalke 04, hatte nach diesem Satz, gedacht als Antwort auf die Begrüßung durch Bürgermeister Michael Dreier in der „Bundesliga-Stadt Paderborn“, die Sympathien von Beginn an auf seiner Seite.

Der Beifall der knapp 1.600 Gäste beim traditionellen Tag des Handwerks auf Einladung der Kreishandwerkerschaft Paderborn-Lippe blieb ihm treu – auch wenn er bei seinem Festvortrag zum Thema „Unternehmertum mit Verantwortung – Wege in die Zukunft der Lebensmittelerzeugung“ einmal schwer für Kopfschütteln sorgen sollte.

Nicht nur Erzbischof Hans-Josef Becker war gespannt auf Tönnies' Festrede über die Verantwortung „in einer Branche, die mit vielen Herausforderungen und einer skeptischen Öffentlichkeit zu kämpfen hat.“ (...) Tönnies verwies auf den Stellenwert des 16.500 Mitarbeiter zählenden Betriebes in der Gesamtwirtschaft und das Einkommen, das damit erzielt werde. Tönnies: „Geld ist das Schmiermittel für den sozialen Frieden.“

Die Forderungen aus Politik und Öffentlichkeit, bei der Antibiotika-Reduzierung in der Tierzucht und beim Umbau von Ställen zwecks Vermeidung von Nitrat und Phosphat im Grundwasser fortzuschreiten, seien angekommen. Aber, so Tönnies: „Wir Unternehmer müssen uns die Zeit nehmen, über die Zusammenhänge auch aufzuklären.“ So seien etwa Landwirte gefordert, ihre Höfe zu öffnen. Tönnies: „Wir haben doch nichts zu verbergen!“

In der Diskussion um Wege, den Klimawandel zu bremsen, kritisierte Tönnies höhere Steuern. Stattdessen solle man lieber jährlich 20 Kraftwerke in Afrika finanzieren. Tönnies Begründung dafür: „Dann würden die Afrikaner aufhören, Bäume zu fällen, und sie hören auf, wenn's dunkel ist, Kinder zu produzieren.“ Reaktion aus dem Saal: Irritation – und dann doch Beifall.

[Ganzer Artikel](#)

## FLEISCHFLEISCHFLEISCHFLEISCHFLEISCH

*Neue Westfälische, 1.6.2018*

Mit einem Mobiltelefon läuft ein rumänischer Bewohner des Hauses die Treppe hinauf und fordert Szabolcs Sepsi auf, mit dem Fremden am anderen Ende der Leitung zu telefonieren. Sepsi nimmt das Handy ans Ohr, wird beschimpft und mit deutlichen Worten aufgefordert, das Haus umgehend zu verlassen. Drohungen folgen.

Sepsi bleibt ruhig, erklärt freundlich, dass er Mitarbeiter von "Faire Mobilität" ist, einer Beratungsstelle für Beschäftigte aus Mittel- und Osteuropa und dass er im Auftrag des

Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB) Infomaterial an die Hausbewohner verteilt. Der Titel: "Arbeiten im Schlachthof. Ihre Rechte in der Fleischindustrie in Deutschland".

Vor wenigen Minuten hat er bei dem Besitzer des Telefons geklingelt und ihm einen Flyer in die Hand gedrückt. Der hat sich bedankt - und postwendend bei seinem Chef Meldung gemacht. Das System der Überwachung funktioniert. Einschüchterung gehört zum Programm. "Er wird ein Vorarbeiter sein", mutmaßt Sepsi, dem solches Verhalten nicht fremd ist.

Friedrich-Ebert-Straße, Fröbelstraße, Herzebrocker Straße, Leipziger Straße. Quer durch Gütersloh geht die Reise zu Quartieren osteuropäischer Werkvertragsarbeiter. "Wenn uns der Zutritt zu den Schlachtbetrieben verboten wird, um unsere Infozettel zu verteilen, dann fahren wir direkt zu den Menschen in ihre Unterkünfte", erklärt Sepsi. (...)

Die Wohnung an der Friedrich-Ebert Straße misst vielleicht 70 Quadratmeter - bewohnt mit zehn Personen.

Fotografieren ausgeschlossen, Nachfragen zu Namen, Herkunft verbieten sich. Das Gespräch ist fragil, scheue Blicke, freundliche Geste und ein paar Sätze, die sie eigentlich schon nicht hätte sagen dürfen. In der Nacht um halb zwei wurde sie vom Shuttle-Dienst abgeholt und zu Tönnies nach Rheda gebracht. Die Nachtschicht beginnt um 3 Uhr. Vor fünf Minuten ist sie nach Hause gekommen. 15.30 Uhr. Zwölf Stunden Arbeit sind nach deutschem Arbeitsrecht nicht erlaubt. Und dennoch an der Tagesordnung.

"Jeden Tag. Jeden Tag zwölf Stunden. Sieben Tage die Woche", betont ein junger Rumäne ein Stockwerk höher. Vor vier Wochen habe er zuletzt einen einzigen freien Tag gehabt. Mit acht Männern wohnt er zusammen, und er hat Angst. Ein Mitbewohner prügelt. Es kommt zu schweren körperlichen Auseinandersetzungen. (...)

"60 Wochenarbeitsstunden sind keine Seltenheit", sagt Szabolcs Sepsi, "40 werden bezahlt." Der Rest verliert sich in Umkleide- und Hygieneräumen, in falschen Abrechnungen und einer nicht kontrollierbaren Maschinerie rund um die Werkverträge. (...)

Der rumänische Mindestlohn ist jüngst auf 400 Euro pro Monat heraufgesetzt worden. (...) In den Schlachtbetrieben hier wird deutscher Mindestlohn gezahlt. Nach Abzug der Miete bleiben im Durchschnitt 900 bis 1.000 Euro pro Person und Monat. Fast alles wird der Familie geschickt. "Denen geht es in Rumänien vergleichsweise gut", erklärt Sepsi, "aber zu dem Preis, dass ein Familienmitglied fehlt. Viele Väter kommen nur noch einmal im Jahr für drei Wochen nach Hause." Wer Nachwuchs hat, profitiert finanziell. Kindergeld wird nach deutscher Gesetzgebung ausgezahlt. (...)

"Wir arbeiten alle bei Tönnies", sagt ein junger Mann und wirkt trotz aller Scheu froh, dass ein Besucher sich mal interessiert. (...)

Die Miete wird vom Lohn direkt einbehalten. "Wir hatten auch schon Fälle, in denen jeder Mieter 50 Euro GEZ-Gebühren entrichten musste", berichtet Andreas Riedel. Ein gutes Geschäft bei zehn Personen pro Wohnung. "Ich schätze, dass für manche Firmen die Wohnungsvermittlung inzwischen fast lukrativer ist als die Vermittlung von Arbeitskräften", so Sepsi.

Nein, es ist nicht nur die Firma Tönnies, die osteuropäische Werkvertragsarbeiter beschäftigt. Fleischverarbeitende Betriebe wie Westphal (Herzebrock), Daut (Rheda-Wiedenbrück), Kleinemas (Verl), Stockmeyer (Versmold) machen es auch.

[Ganzer Artikel](#)

## FLEISCHFLEISCHFLEISCHFLEISCHFLEISCH

Aber der Herr Tönnies, das ist ein ehrenwerter Mann. Ein nützliches Mitglied der Gesellschaft. Er versorgt uns zwar nicht mit täglich Brot, aber mit täglich KZ-Fleisch. Den Rumänen gibt er Brot und Wohnung. Sein Privatvermögen wird auf 1,4 Milliarden Euro geschätzt. Uns beschert er die Spiele von Schalke 04. In dieser Funktion stehe er "1000-prozentig hinter unseren Vereinswerten", wird Tönnies in einer Vereinsmitteilung zu seinen Aussagen auf dem Handwerkstag zitiert. "Dazu gehört der Einsatz gegen Rassismus, Diskriminierung und Ausgrenzung."

Fleisch ist Heimat!  
Tönnies ist ein Held! Und lustig!  
Tönnies for President!  
Mahlzeit!

### 19.6.

Heute hätten wir das Projekt "States of Euphoria", das [von Oona Kastner konzipiert und komponiert](#) wurde, in Lippstadt aufgeführt. Die Konzerttournee, die uns auch zur Burg Hülshoff bei Münster sowie nach Bielefeld und Köln führen sollte, musste aus den bekannten Gründen abgesagt werden. Stattdessen wurde das Programm in einen 45minütigen Film umgesetzt, der am nächsten **Freitag, 26. Juni, ab 17 Uhr** auf der [Website des Droste Festivals 2020](#) als Stream zur Verfügung steht.

Aus Oona Kastners Projektbeschreibung:

*Die Welt – eine Männerdomäne.*

*Wie in den meisten Lebensbereichen gilt dies auch für die Literatur. Mittlerweile mag sich dieses Bild ein wenig gewandelt haben, doch gerade zu Beginn des 19. Jahrhunderts war der literarische Blick vor allem ein maskuliner. Auch die 1797 geborene Annette von Droste-Hülshoff litt unter dem starren Korsett ihrer Zeit, das sie zunächst zwang, unter männlichem Pseudonym zu veröffentlichen. Sie lebte ihren Freiheitsdrang in literarischen Phantasien aus:*

*Ich steh' auf hohem Balkone am Turm,  
Umstrichen vom schreienden Stare,  
Und lass' gleich einer Mänade den Sturm  
Mir wühlen im flatternden Haare;  
O wilder Geselle, o toller Fant,  
Ich möchte dich kräftig umschlingen,  
Und, Sehne an Sehne, zwei Schritte vom Rand  
Auf Tod und Leben dann ringen!*

*100 Jahre, 150 Jahre gehen ins Land. Weiterhin leiden viele Schriftstellerinnen unter den gesellschaftlichen Zwängen, sich künstlerisch nicht entfalten zu können; oftmals sind schwere Depressionen und Schizophrenie stetige Begleiter der weiblichen schreibenden Kunst. So verhält es sich auch bei der englischen Schriftstellerin Virginia Woolf (1882 – 1941), die ein Leben lang mit schweren Depressionen kämpfte und nur im Suizid einen Ausweg sah.*

*„Beweis (gab) von einer Wirklichkeit hinter den Erscheinungen, (die ich) konkretisiere, indem ich sie in Worte fasse. Nur dadurch, dass ich sie in Worte fasse, mache ich sie zu einer Ganzheit, und diese Ganzheit bedeutet, dass der Schlag seine Macht, mich zu verletzen, verloren hat; und dadurch, dass ich das tue, eliminiere ich vielleicht den Schmerz, und es erfüllt mich mit großer Freude, die getrennten Teile zusammenzufügen. Das ist wahrscheinlich die größte Freude, die ich kenne. Es ist die Verzückung, in die ich gerate, wenn mir, während ich schreibe, bewusst wird, was zusammengehört...“*

*Auch die amerikanische Schriftstellerin Anne Sexton, 1928 in Neuengland geboren und dort 46 Jahre später durch Freitod gestorben, kämpft lebenslänglich mit Depressionen. Wie Droste-Hülshoff und Woolf hat sie ein umfangreiches schriftstellerisches Werk erarbeitet. Anne Sexton bezeichnet ihr Schreiben als ‚Confessional Poetry‘. Sie schreibt gegen das Ungeheuer ihres Lebens, die Depression an. Solange sie mitten in diesem schwarzen Loch und seiner überstarken Gravitation hockt, kann sie sich nicht rühren, aber sowie sie nur ein bißchen weiter an dessen Rand driftet, kehrt auch die Dichtung zurück. Schreiben, um zu überleben. Eine Schreibende auf der Suche nach Erlösung.*

*Ihre letzten Gedichtbände ‚The Death Notebooks‘ und ‚The Awful Rowing Toward God‘ umkreisen ihre Suche nach Gott, ihre langersehnte Begegnung mit Gott.*

*"O fallen angel, the companion within me, whisper something holy before you pinch me into the grave"*

Die Audio-Aufnahme, die erste eine Woche alt ist, gibt einen Eindruck von Oonas Vertonung eines Ausschnitts aus Droste-Hülshoffs "Die Taxuswand". Ich hoffe, wir können das Konzert nachholen!

Taxushecken: Ein in Lippstadt omnipräsentes Bild.

### **Die Taxuswand (1842)**

Ich stehe gern vor dir,  
 Du Fläche schwarz und rau,  
 Du schartiges Visier  
 Vor meines Liebsten Brau',  
 Gern mag ich vor dir stehen,  
 Wie vor grundiertem Tuch,  
 Und drüber gleiten sehen  
 Den bleichen Krönungszug;

Als mein die Krone hier,  
 Von Händen die nun kalt;  
 Als man gesungen mir

In Weisen die nun alt;  
 Vorhang am Heiligtume,  
 Mein Paradiesestor,  
 Dahinter alles Blume,  
 Und alles Dorn davor.

Denn jenseits weiß ich sie,  
 Die grüne Gartenbank,  
 Wo ich das Leben früh  
 Mit glühen Lippen trank.  
 Als mich mein Haar umwallte  
 Noch golden wie ein Strahl,  
 Als noch mein Ruf erschallte,  
 Ein Hornstoß, durch das Tal.

Das zarte Efeureis,  
 So Liebe pflegte dort,  
 Sechs Schritte - und ich weiß,  
 Ich weiß dann, daß es fort.  
 So will ich immer schleichen  
 Nur an dein dunkles Tuch,  
 Und achtzehn Jahre streichen  
 Aus meinem Lebensbuch

Du startest damals schon  
 So düster treu wie heut,  
 Du, unsrer Liebe Thron  
 Und Wächter manche Zeit;  
 Man sagt, daß Schlaf, ein schlimmer,  
 Dir aus den Nadeln raucht, -  
 Ach, wacher war ich nimmer,  
 Als rings von dir umhaucht!

Nun aber bin ich matt,  
 Und möcht' an deinem Saum  
 Vergleiten, wie ein Blatt  
 Geweht vom nächsten Baum;  
 Du lockst mich wie ein Hafen,  
 Wo alle Stürme stumm:  
 O, schlafen möcht' ich, schlafen,  
 Bis meine Zeit herum!

## 20.6.

UN-Weltflüchtlingstag.  
 80 Millionen Flüchtlinge weltweit.  
 80 Millionen Heimat-Vertriebene.

Krieg ist weltweit die zentrale Fluchtursache. Laut Angaben des Flüchtlingshilfswerks der Vereinten Nationen UNHCR gab es im Jahr 2015 fast 68,5 Millionen Menschen, die aufgrund bewaffneter Konflikte und Gewalt von ihrem Zuhause vertrieben waren. In den letzten zehn Jahren haben sich die Flüchtlingszahlen aufgrund von Krieg und Gewalt fast verdoppelt.

Aus der Ostukraine brachten sich zwei Millionen Menschen in Sicherheit, aus Syrien über sechs Millionen. In Afghanistan oder Somalia dauert das Flüchtlingsschicksal schon seit Generationen an. Hunderttausende Somalis leben seit den 1990er-Jahren in Dadaab, einem der größten Flüchtlingslager der Welt, in der Wüste im benachbarten Kenia. In Bangladesch leben über einer Million aus Myanmar vertriebene Rohingya in Flüchtlingslagern.

*Die Sache ist so: Wenn du es dir leisten kannst, nicht über Geschichte nachzudenken, sie nicht mal zu beachten, egal ob du sie richtig gelernt hast oder nicht oder ob sie deiner Beachtung überhaupt wert ist, dann kannst du dir sicher sein, dass du an Bord des Schiffes bist, dass man dir hors d'oeuvres serviert und die Kopfkissen aufschüttelt, während andere draußen im Meer treiben, ertrinken oder sich an kleine Rettungsinseln klammern, die sie reihum immer wieder aufblasen müssen, kurzatmige Menschen, die noch nie von hors d'oeuvres gehört haben. Oben auf der Jacht sagt jemand: 'Was für ein Jammer, dass diese Menschen dort unten faul sind und nicht so schlau und geschickt wie wir hier oben, die wir diese soliden, großen, schönen Boote gebaut haben und die sieben Meere bereisen wie Könige.' Und ein anderer sagt etwas wie: 'Aber die Jacht hat dir doch dein Vater geschenkt, und die hors d'oeuvres haben dir deine Diener serviert.' Und dieser Jemand wird von einem Schlägertrupp über Bord geworfen, den der Vater zu dem Zweck angeheuert hat, jegliche Agitation an Bord zu unterbinden und die Agitatoren von der Jacht zu entfernen, bevor sie unnötige Wellen schlagen und den Vater oder die Jacht auch nur erwähnen."*

aus: Tommy Orange, Dort Dort

## 21.6.

*Ich geh immer zu REAL. Da finde ich mich gut zurecht.*

*Aber die sortieren oft um.*

*Ja, aber es ist immer übersichtlich. Ich gehe schon seit 30 Jahren zu REAL.*

*LIDL. Ich gehe zu LIDL.*

*Nein, ich bin nicht so der LIDL-Typ. Seit es hier REWE gibt, gehe ich zu REWE.*

*Aber ALDI hat die besten Sonderangebote. Und immer wieder preiswert guten Wein.*

*NETTO - bei mir gibt es nur NETTO.*

Diskussion in einem Lippstädter Vorgarten, gehört gestern.

Seit etwa 20 Jahren habe ich ein Haus in Südschweden gepachtet. Der Eigentümer hat das Jagdrecht für seine Ländereien. Nach Jagdzügen hängen Rehe, Wildschweine, im Herbst und Winter auch mal ein Elch im hofeigenen Schlachthaus, werden zerlegt und im Hofladen und in Geschäften der Umgebung verkauft. Man kann u. U. ein ganzes Reh, ein Wildschwein oder sogar einen Elch kaufen, sie selbst zerlegen und bekommt dafür einen günstigeren Preis.

Wenn ich beschreibe, dass es Freude macht, selbst Hand anzulegen, dass ich möglichst wenig vom Tier vergeude, aus den Fleischresten Hackfleisch mache, aber z. B. auch Innereien und Zunge verarbeite und esse, und wie gut es ist, zu wissen, dass das Tier aus den umliegenden Wäldern stammt, erhalte ich fast stereotyp dieselbe Reaktion: Ekel und Unverständnis. "Könnte ich nicht!"

Seit meinem neunten Lebensjahr gehe ich fischen, ich habe in Lippstadt und im Urlaub in Schleswig-Holstein damit angefangen. Hinter unserem damaligen Haus im Lippstädter Jahnweg fließt die "nördliche Umflut", ein ehemaliger Befestigungsgraben. Dort fing ich Forellen, im Bistensee in der Nähe von Eckernförde die ersten Hechte und Barsche, bis heute fange ich im schwedischen See gelegentlich Fische für das Abendessen.

Wenn ich beschreibe, dass es nicht nur spannend und erfüllend ist, fischen zu gehen, sondern wie ich die Fische ausnehme oder filetiere, wie ich versuche, die Fische möglichst ganz zuzubereiten, am besten aus Hecht- oder Barschrogen noch ein Kaviargericht zu machen oder aus den Fischresten eine Suppe, erhalte ich stereotyp fast immer dieselbe Reaktion: Ekel und Unverständnis. "Könnte ich nicht!"

Ich bin kein Vegetarier, aber ich kaufe kein Fleisch beim Discounter oder im Supermarkt. Entweder Bio-Fleisch oder direkt beim Bauern, den ich kenne. Wenn es keine Alternative zum Discounter gibt, ist die Alternative, kein Fleisch zu kaufen. Wer beim Discounter Fleisch kauft, weiß genau: Die Tiere werden unter indiskutablen Bedingungen gehalten. Gequält von der Geburt bis zur Schlachtung. Der Transport der Tiere ist eine Folter. Die Großschlachtereien beuten ihre Mitarbeiter\*innen aus. Miese Arbeitsbedingungen und miese Löhne. Konzernchefs verdienen Milliarden damit. Die Reste aus den Schlachthöfen werden zu Tierfutter verarbeitet, das teilweise Tieren verabreicht wird, die keine Carnivoren, also keine Fleischfresser sind. Die Reste der heimischen Geflügelproduktion werden schiffsladungsweise nach Afrika transportiert und dort billig auf Märkten angeboten. Auf diese Weise wird nicht allein die KZ-Haltung der Hähnchen und Hühnchen hierzulande profitabler; auch die afrikanischen Bauern werden ihrer Existenzgrundlage beraubt.

Das alles nur, damit man sich hierzulande möglichst täglich Fleisch in den Schlund stopfen kann. Und wir gehen davon aus, das hätte keine Konsequenzen?! Wir sind überrascht über die Zustände bei Tönnies? Wer nicht will, dass Verbrecher wie Tönnies ihre Machenschaften weiter pflegen, kann zumindest eines tun: Sein eigenes Ess- und Kauf-Verhalten sofort ändern. Das ist ganz einfach. Eine kleine alltägliche Sache. Macht fast keine Mühe. Wer das nicht ändert, darf sich über die Zustände bei Tönnies nicht beschweren. It's as simple as that.

Fisch ebenso. Wird zertifiziert oder aus Bio-Zucht gekauft, und Arten, die eindeutig nicht gefährdet sind. Bedrohte Arten wie Thunfisch, Hai, Seeszunge oder Aal werden nicht gekauft. Sich informieren hilft: "Schillerlocken" bedeutet Dornhai und ist vom Aussterben bedroht. Viktoriabarsch oder Pangasius werden nicht gekauft, das ist Billigfisch, und die Fischindustrie ruiniert den Viktoriasee und das Mekong-Delta. Man sehe sich einmal einen Film wie "Darwin's Nightmare" an. Auch Seeteufel, Rotbarsch und Flunder sind überfischt. Die Massenfischerei ist ein Skandal, ebenso wie die Massenschlächtereien und die Massentierhaltung.

Wenn ich im Boot auf einem See oder auf dem Meer sitze, merke ich, wie das Wasser atmet wie ein großer Organismus. Wenn ich mich nicht als Teil davon verstehe, wenn ich

mich nicht angemessen verhalte, wird das nicht gutgehen. Man kann nicht nur nehmen. Man kann nicht nur massenhaft ausbeuten, als gäbe es kein Morgen. Es geht so nicht weiter, ganz gleich, was die Idioten und ihre Seilschaften uns weismachen wollen, die sich in obszöner Weise an der Ausbeutung von Natur und Mensch bereichern. Es handelt es sich NICHT um Ausnahmen. NICHT um Einzeltäter. Deutschland ist ein Fleischfresser- und Ausbeuter-Paradies. Und WIR lassen das zu. Es ist verbrecherisch, wie unsere Gesellschaft Menschen und Natur behandelt.

Luft, Wasser, Erde, Natur sind allen Geschöpfen, um es mal pathetisch auszudrücken, Heimat.

"Macht euch die Erde untertan" ist kein göttlicher Auftrag, sondern menschliche Selbst-Legitimation. Hybris.

Damit muss Schluss sein.

## 22.6.

Heimat-Mesosticha, frei nach Cage, Teil 5.

13

Hit  
pEnny  
lIdl  
norMa  
Aldi  
neTto

14

fleisch**H**fl**E**ischfle**I**sch**M**eatme**A**tmea**T**

15

**H**auptsachevi**E**Ivie**I****M**assenhaftm**A**ssenhaftmassenhaft**T**

16

menscHen  
 rattEn  
 schweIne  
 oMnivoren  
 parAdies  
 westFalen

*I can't understand why people are frightened of new ideas. I'm frightened of the old ones.*  
John Cage

### 23.6.

*„Absolute Frische“, „beste Qualität“, „kleiner Preis“, das ist die Philosophie unseres Werksverkaufs. Klein- und Großverbraucher sowie Gastronomen finden hier ein vielfältiges Sortiment frischer und tiefgekühlter Produkte von Schwein, Rind und Geflügel.*

*Unsere gläserne Wurstküche direkt hinter der Bedientheke bietet unseren Kunden einen ganz besonderen Einblick. Hier können die Kunden ihre ausgewählte Ware vor Ort nicht nur zuschneiden und abpacken lassen, sondern den Mitarbeitern des Werksverkaufs-Teams beispielsweise bei der Herstellung frischer Bratwurst zusehen. Transparenter geht es nicht!*

*Auf Wunsch werden auch Schweinehälften oder Rinderviertel zerlegt und für die Bevorratung fertig portioniert.*

Zu finden auf [werksverkauf.toennies.de](http://werksverkauf.toennies.de)

Die Kooperationsbereitschaft seitens der Firma Tönnies "hätte größer sein können". Das sagte heute nicht etwa ein Vertreter der Linken, sondern der CDU-Ministerpräsident von NRW auf seiner Pressekonferenz.

Seit Jahren und Jahrzehnten sind die Mißstände in der Fleischverarbeitung bekannt. Skandale ohne Ende, Gammelfleisch, Massentierhaltung, alles weidlich bekannt und immer wieder seitens Regierung und Industrie abgewiegelt und als Spinnerei abgetan.

Wichtig war und ist nur der Profit.

Auf Kosten des Wohls von Mensch und Tier.

Dasselbe in der Wasserwirtschaft, dasselbe in der Pharmaindustrie, dasselbe überall.

"Der letzte Kriegsgrund ist die Atemluft." (Heiner Müller)  
Genau da befinden wir uns jetzt: bei der Atemluft.

Wird dieser Skandal etwas an dieser Systematik ändern?

Nein.

Wird sich etwas an der Behandlung abhängiger Lohnsklaven ändern?

Nein.

Wird sich etwas an den Angeboten von Fabrikfleisch ändern?

Natürlich nicht.

Nicht, solange 99% bereit sind, die Scheiße immer weiter zu fressen.

## 24.6.

### **Es regnet Fisch**

*Das Stundenglas ist leer  
Das Glück reizt Null ouvert  
Das letzte Hemd als Unterpfang*

*Immergrün  
Steht Spalier  
Für Gott und Vaterland*

*Dein Witz ist ein Skelett  
Es schläft in deinem Bett  
Die Lachspastete fault im Schrank*

*Hasenbrot  
Hausmannskost  
Dein Haus gehört der Bank*

*Es regnet Fisch  
Frisch auf den Tisch  
Wohnst du noch oder weinst du schon  
Im Himmel gibt's kein' Finderlohn*

*Artisten gibt's im Rudel  
Am Halsband würgt ein Pudel  
Das Haus blieb leider ohne Dach*

*Einmaleins  
Lösung steht  
Im Säuferalmanach*

*Es regnet Fisch  
Frisch auf den Tisch  
Wohnst du noch oder weinst du schon  
Im Himmel gibt's kein' Finderlohn*

*Ein letztes déjà vu  
Ein letztes aperçu  
Die Mähre juckt das räudige Fell*

*Lunapark  
Immer rund  
Im Kettenkarussell*

*Es regnet Fisch  
Frisch auf den Tisch  
Wohnst du noch oder weinst du schon  
Im Himmel gibt's kein' Finderlohn*

Wiedergefunden: Ein Heimatlied, geschrieben 2006 für das Projekt NOX mit Gerd Köster.  
Veröffentlicht auf "Gabelfrühstück" 2006.

## **25.6.**

Alles lag an der Lippe.  
Nahe der Lippe.  
Das Haus.  
Die Schule.  
Das Theater.  
Der Park.  
Der Sportplatz.  
Das Freibad.  
Die Kirche.  
Das Hallenbad.  
Die Post.  
Das Kreishaus.  
Der Friedhof.  
Der Fluss allgegenwärtig.

Östlich von Lippstadt, bei Mettinghausen, Rebbeke, Mantinghausen, ist die Lippe wie eh und je.  
Die Welt scheint stehengeblieben.  
Die Straßen heißen In den Pöhlen, Ochsenkamp und Holser Flütthe.  
Verwitterte Steinkreuze.  
Schmales, dunkel grünes, mäanderndes Wasserband.  
Erstaunlich hohe Ufer für einen Flachlandfluss.  
Was einem aus Kindheitstagen natürlich vorkommt, wurde vielleicht so angelegt.  
Anglerpfade.  
Trauerweiden.  
Brennesselfelder.  
Wasserhahnenfuß.  
Bläßhuhn, Stockente, Uferschwalbe.  
Springende Forellen.  
Wind in Pappeln.

Eine vergessene Holzbank.  
 Vater und Sohn fachsimpeln unter der Brücke über Köder.  
 Ein Blinker landet im Geäst.

Neu die Graffitis.  
 Neu die Ein- und Ausstiege der Bootstouren.  
 Neu der viele Müll.  
 Neu die kleinen Kreuze und Altäre am Straßenrand.  
 Neu die Tattoo-Studios in den Dörfern.  
 Neu die getunten BMWs und AUDIs, die hungrig an deiner Stoßstange kleben.

## 26.6.

**Anlässlich des "Christopher Street Day" am 28. Juni dokumentiere ich mein Gespräch mit Andreas S. (Name geändert). Andreas wurde 1948 in Lippstadt geboren, ging in Lippstadt zur Schule und machte eine Ausbildung als Raumausstatter. Er lebte und arbeitete 20 Jahre in Iserlohn, bevor er nach Lippstadt zurückging. Mittlerweile ist er in Rente. Andreas hat sich nie offen zu seiner Homosexualität bekannt und darauf bestanden, das Gespräch unter einem Pseudonym zu führen.**

*Dirk Raulf:*  
*Warum möchtest Du nur inkognito über das Thema zu sprechen?*

Andreas S.:  
 Weil ich in der Kleinstadt Lippstadt wohne.

*Selbst, nachdem wir einen schwulen Berliner Bürgermeister und einen schwulen FDP-Vorsitzenden hatten und jetzt einen schwulen Gesundheitsminister haben, der wg. der Corona-Krise in aller Munde ist, hältst Du das in einer Stadt wie Lippstadt immer noch für ein Problem.*

Ja.

*Kennst Du andere Schwule in Lippstadt? Würden die das genauso sehen wie Du?*

Es gibt keine "Szene", keine Treffpunkte, auch keine geheimen Plätze, an denen sich Schwule treffen.

*In Lippstadt gibt es überhaupt kein "schwules Leben"?*

Nein.

*Aber Lippstadt ist ja gar nicht "klein", immerhin eine Stadt mit 65.000 oder knapp 70.000 Einwohnern. Es ist nicht vorstellbar, dass es hier nicht viele Schwule gibt. Wie ist diese Situation erklärbar?*

Es gibt auch in vergleichbaren Städten der Region keine "Szene" oder dergleichen, also z. B. in Soest, Meschede, Gütersloh... In vergleichbar großen Städten in der Nähe findet auch nichts statt. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es in Beckum oder in Rheda-Wiedenbrück eine Schwulenszene gibt.

*Wäre es denn auch sehr ungewöhnlich, wenn Du hier jemand heiraten wolltest? Seit 2017 gibt es in Deutschland doch die Ehe für Alle.*

Das kommt sicher vor. Aber das beschränkt sich auf den Moment im Standesamt, und ich bezweifle, dass die Partner dann darum ein großes Brimborium machen. Die sind dann da vielleicht mit Verwandtschaft oder Bekanntschaft, und dann heiraten sie, und "gut ist". Die turnen dann nicht noch in der Öffentlichkeit auf dem Marktplatz herum.

*Obwohl der Schwule ja gern "Brimborium macht". Und das meine ich gar nicht despektierlich, ich weiß, dass Schwule eher lauter, auffälliger, feierlustiger sind als alle anderen, vielleicht auch deshalb, weil sie sich sagen: Ich muss das offensiv zeigen, damit es wahrgenommen wird.*

Davon sind wir hier noch ganz, ganz weit entfernt. Nicht nur Lippstadt, auch die ganze Region. Ich habe bei der Aufzählung der Städte Paderborn ausgenommen, und das aus folgendem Grund. Bis 1972 wird es da ähnlich gewesen sein wie hier; aber 72 wurde in Universität gegründet, und wenn Studenten in so eine Stadt kommen, verändert sich auch in der Hinsicht das Klima.

*Aber Paderborn hat auch eine etwas andere Größenordnung mit, ich weiß es nicht genau, 150.000 Einwohnern.*

Aber es ja keine Regierungsstadt. Und bis 1970 war das einfach auch ein "schwarzes Nest", wo sowas auch nicht stattfand.

*Aber "schwarz" ist nicht gleichbedeutend mit "nicht schwul". Die Politiker, die ich anfangs genannt habe, repräsentieren ja bürgerliche Parteien. Die Grünen haben dieses Tabu von vornherein gebrochen, man denke nur an Volker Beck und den langjährigen Kampf für die Gleichberechtigung. Die genannten Politiker bilden quasi eine bunte schwule Koalition.*

Aber ohne die Studenten hätte es diese liberale Entwicklung sicher nicht gegeben. Darum ist es zum Beispiel auch in Münster anders. Münster hat ja eine ähnliche Größenordnung wie Paderborn.

*300.000 Einwohner, glaube ich.*

Ja, aber eine vergleichbare Größenordnung. Keine Millionenstadt, aber auch keine Kleinstadt. Und Münster ist durch seine Geschichte als Universitätsstadt geprägt. In Bielefeld wird es nicht anders sein; Bielefeld ist auch nochmal etwas größer. Und wenn man jetzt als Schwuler in Lippstadt wohnt, würde man Richtung Osten nach Paderborn fahren, Richtung Norden nach Bielefeld. Im Süden ist nix. Im ganzen Sauerland findet nichts statt. Nach Süden wäre die nächstgrößere Stadt Frankfurt, wo eventuell etwas stattfindet.

*Das wollen wir doch annehmen!*

Und nach Westen ist erstmal auch nichts los. Bis Dortmund, bis das Ruhrgebiet anfängt. Das Ruhrgebiet ist in dieser Beziehung schon deshalb anders, weil es größere Städte sind. Dortmund, Essen, Duisburg... Und dann natürlich weiter westlich Düsseldorf, Köln.

*Aber was ist es genau, was schwules Leben in den etwas kleineren Städten schwierig macht? Denkst Du, es ist diese spezielle Region, oder ist es einfach der Unterschied zwischen Stadt und Provinz?*

Das ist nichts Spezifisches für Lippstadt oder Westfalen. Es ist eher der Unterschied Provinz versus Stadt. Das wird wohl auf dem flachen Land in Niedersachsen oder in Schleswig-Holstein genauso sein. Und in Bayern bestimmt auch.

*Also sprechen wir über Lippstadt eher stellvertretend für das Leben in der Provinz und nicht über Lippstadt an und für sich.*

Genau.

*Aber Du bist ja nun einmal hier aufgewachsen und nicht irgendwo anders. Die Tatsache, dass es anderswo vergleichbar schwierig war oder ist, macht die Sache ja nicht grundsätzlich besser, sondern überall ähnlich traurig. Wie lange hast Du als Jugendlicher in Lippstadt gelebt? Du bist 1948 geboren.*

Ich bin mit 18 Jahren nach Iserlohn gegangen. Dort fand auch nichts statt. Aber wenn man in Iserlohn wohnt und hat ein Auto, ist man in einer halben Stunde in Hagen oder Wuppertal oder Dortmund. Die Entfernungen sind ungefähr vergleichbar.

*Und warst Du Dir denn zu dem Zeitpunkt Deiner Orientierung schon bewusst?*

Ja, aber ich bin schon ein Spätzünder gewesen. Erstmal, weil es in Lippstadt nichts gab. Und ich bin auch nicht aus dem Grund nach Iserlohn gegangen.

*Das heißt, nach dem Umzug nach Iserlohn ist es Dir erst klargeworden?*

Ich hatte auch vorher schon eine Ahnung, aber es war mir nicht so bewusst. Man hat sich irgendwo selbst belogen. Weil alle anderen... Das gab es einfach nicht.

*Wie muss ich das verstehen? Hast Du angenommen, diese Gefühle oder Anziehungen – das gibt sich?*

Ich weiß es nicht.

*Du hast das ungelöst mit Dir herumgeschleppt.*

Und mit niemandem darüber geredet. Ich hätte nicht gewusst mit wem!

*Mit Deinen Eltern? Hast Du Dich nicht getraut, oder warst Du Dir sicher, dass es nicht möglich war? Man hätte ja unter Umständen auch eine positive Überraschung erleben können.*

Mit meiner Mutter wäre es vielleicht denkbar gewesen, eher als mit meinem Vater.

*Wovor genau hattest Du Angst? Vor einer Verurteilung? Davor, dass Du nicht mehr willkommen gewesen wärest in Deiner Familie?*

Ich könnte mir vorstellen, dass mein Vater gesagt hätte, ich schmeiß den raus, der braucht mir nicht mehr nach Hause zu kommen.

*Als Du Deine Neigungen feststelltest oder, sagen wir, die Vermutung stärker wurde oder Du Dich hingezogen fühltest – was macht man dann mit einer solchen Situation? Man verschließt seine gesamte Sexualität vor sich selbst?*

Ja.

*Und hofft, dass man bald wegkommt, um es woanders ausleben zu können? Weil Nicht-Ausleben auf Dauer eigentlich keine Option ist.*

Das hat sich bei mir dann so entwickelt. Als ich in Iserlohn war und eine eigene Wohnung hatte, konnte ich ja machen, was ich wollte. Aber das war nicht der Grund wegzugehen. Es hat sich dann so ergeben, dass es sich in diese Richtung entwickeln konnte.

*Das war Anfang, Mitte der 60er Jahre. Das gesellschaftliche Klima insgesamt war ein völlig anderes. Vorhin haben wir festgestellt, dass es einen Unterschied gibt zwischen dem Leben in der Großstadt mit einer gewissen Anonymität oder in der so genannten Provinz. In der Großstadt ist das Spießertum auch vorhanden, ist aber nicht so dominant. Es existieren mehr und größere Nischen, es gibt mehr Gleichgesinnte.*

Es gibt sicher auch regionale Unterschiede. Das Rheinland ist traditionell etwas toleranter. Schon immer gewesen.

*Sagen die Kölner.*

Stimmt aber auch irgendwie. Auch Düsseldorf... Es ist ein anderer Menschenschlag als Westfalen.

*Das gesellschaftliche Klima insgesamt hat sich aber gegenüber den 60ern gewandelt. Auch in Lippstadt weiß man, wenn man es denn wissen will, dass der Bundesgesundheitsminister schwul ist. Damals, also in den 60ern, war davon auch gesamtgesellschaftlich noch keine Rede.*

Aber heute hat sich nicht wirklich viel verändert. Natürlich gibt es in Lippstadt Schwule, ich kenne zum Beispiel einen schwulen Geschäftsmann, der mit seinem Freund zusammenwohnt. Ich möchte keine Namen nennen. Das weiß jeder, und der Laden läuft. Da gehen die Leute hin, weil sie sagen, die Schwulen haben Geschmack.

*Es geht aber nur um bestimmte Geschäftsbereiche wie Mode, Friseure, Ausstatter, Schauspieler?*

Es gab einen Laden in der Poststraße hier in Lippstadt, Inneneinrichtung und dergleichen, und als der Inhaber, von dem man wusste, dass er schwul war, starb, hieß es sofort, der hatte AIDS. Das stimmte aber gar nicht. Der hatte einen Herzanfall. Trotzdem sofort das Klischee. Dem hätte ein Klavier auf den Kopf fallen können, es hätte trotzdem geheißt, der hatte AIDS.

*Verstehe ich Dich richtig, dass nicht allein nach seinem Tod das Vorurteil ihm gegenüber wieder zum Vorschein kam, sondern auch, dass AIDS immer noch als "Schwulenkrankheit" gilt? Was bekanntlich nicht stimmt.*

Ja.

*Das untersucht Susan Sonntag in ihrem Buch "Krankheit als Metapher", das auch zu meiner Heimat-Bibliothek gehört. Die Tatsache, dass AIDS in den 80er Jahren Krebs als "Gottesurteil", als "Strafe" abgelöst hat. Dass in den Augen der Mehrheitsgesellschaft sozusagen die "richtigen" Leute an AIDS starben. Man konnte sagen: "Siehstewohl, hat sich totgefickt - kein Wunder."*

Und jetzt sterben die richtigen Leute an Corona.

*Es wird zumindest begünstigt, wenn man weiß, dass viel mehr Arme als Reiche sich infizieren und daran sterben und z. B. die Todesrate unter Schwarzen und Latinos in New York das Mehrfache beträgt im Vergleich zu Weißen. Diejenigen, die es sich leisten können, wohnen großzügiger, können sich besser schützen durch Abwesenheit, auch bei der Arbeit, bekommen die bessere Behandlung oder haben überhaupt erstmal eine Krankenversicherung.*

Das war schon bei der Pest so. Der Dekamerone ist geschrieben worden außerhalb von Florenz. Es geht darum, dass sich Begüterte vor der Pest auf ein Landgut zurückziehen, wo sie vor der Pest geschützt sind. Junge reiche Leute, die sich dann dort erotische Geschichten erzählen, um die Zeit zu überbrücken. Sehr viel anders ist es heute auch nicht.

*Tönnies steht nicht selbst im Schlachthof und schläft in der Massenunterkunft.*

**Der zweite Teil des Gesprächs folgt morgen.**

**27.6.**

**Anlässlich des morgigen CSD dokumentiere ich in zwei Teilen das Gespräch mit Andreas S. (Name geändert) über seine Erfahrungen als Schwuler in Lippstadt. Der erste Teil war gestern zu lesen.**

*Dirk Raulf:*

*Nachdem Du Mitte der 60er von Lippstadt nach Iserlohn gezogen bist – wie lange bist Du dann in Iserlohn geblieben?*

Andreas S:  
Bis 1982.

*Hast Du in der Zeit in Iserlohn offen schwul gelebt?*

Auch nicht.

*Aber würdest Du es Dir nicht einmal wünschen?*

Das habe ich wohl verpasst. Dafür hätte ich vielleicht noch weiter weggehen müssen, vielleicht nach Köln.

*Der Unterschied, nach Köln zu gehen im Unterschied zu Iserlohn oder Dortmund, ist gewaltig.*

Das ist ein kultureller Unterschied.

*Ich bin zwar nicht schwul, aber in dem Moment 1981, in dem ich in Köln ankam, habe ich einen der tiefsten Aufatmer meines Lebens getan. Ich stand auf dem Chlodwigplatz, damals dem Zentrum des Geschehens in Köln, und habe gedacht: Gottseidank – es interessiert sich keiner für mich, keiner kennt mich.*

Diesen Schritt hätte ich auch machen müssen, da war ich nicht mutig genug. Ich hätte nach Köln gehen müssen. Oder nach Amsterdam! Oder weiß der Kuckuck wohin, Hauptsache weit weg!

*Du bist dann aber zurückgekehrt nach Lippstadt. Du fühlst Dich hier zu Hause, es ist Deine Heimat, aber andererseits musst Du die Stadt mit einem Teil Deines Wesens wirklich hassen.*

So ist es auch. Aber ab einem gewissen Alter... Wie soll ich es sagen...? Ich kann jetzt nicht mehr meine Sachen packen und nach Köln gehen. Mit 25 hätte ich nach Amsterdam gehen sollen, holländisch lernen, fertig. Aber den Mut habe ich einfach nicht gehabt.

*Aber Dir war klar,, dass Du auch Deinen Freundes- und Bekanntenkreis verlässt.*

Das ist dann alles abgerissen. Vielleicht haben die andere Männer geheiratet, die finde ich längst nicht mehr.

*Du hast Dein Leben aufgegeben.*

Ich bin dann gelegentlich nach Paderborn gefahren, da gibt es auch eine kleine Szene. Da habe ich sogar andere Lippstädter getroffen, aber in Lippstadt hat man sich dann begrüßt oder unterhalten, aber es war weiter nichts, in Lippstadt gab und gibt es keinen Kontakt.

*Seit Mitte der 60er hatte sich politisch einiges getan. Zuerst wurde noch unter Kanzler Kiesinger der § 175 geändert, so dass Homosexualität nicht mehr generell strafbar war. Und die zweite Änderung 1973 unter Willy Brandt bedeutete...*

... dass nur noch Sex mit Abhängigen strafbar war. Da galt aber noch die Regel "unter 18". Ersatzlos gestrichen wurde der Paragraph aber erst viel später, in den 80ern. Dass das so lange gedauert hat, von 1945 bis 1983... Bevor Hitler 1933 an die Macht kam, gab es zum Ende der Weimarer Republik im Reichstag schon Anträge, den § 175 zu streichen! Wenn Hitler nicht gekommen wäre, wäre der Paragraph schon in den 30ern weg gewesen! Und dann hat es in der Bundesrepublik nochmal 40 Jahre gedauert bis zur ersatzlosen Streichung. Das ist doch ein Witz.

*Hast Du Interesse an dem, was man "schwule Kultur" nennt? Ich habe kürzlich noch ein Interview mit Rosa von Praunheim gehört anlässlich des Todes von Irm Hermann. Praunheim schätze ich sehr, ich finde ihn als öffentliche Figur unheimlich wichtig. Sein Film "Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt", ist von 1971! Das ist also extrem früh gewesen, er muss sehr mutig gewesen sein.*

Als der Film im deutschen Fernsehen gezeigt wurde, hat sich Bayern ausgeklinkt. So wie später auch bei dem Film "Die Konsequenz" von Petersen.

*Man geht aufgrund der öffentlichen Diskussion schnell davon aus, alle Schwulen seien Rebellen und politisch und wollten für ihre Rechte kämpfen. Das ist aber sehr unterschiedlich, wie mir scheint. Korrigiere mich bitte, wenn ich falsch liege. Aber Dein Anliegen ist es doch eher, in Ruhe gelassen zu werden und ganz "normal" Dein Leben zu leben, nur halt mit Deiner sexuellen Orientierung.*

Sicher, aber wenn ich heute zwanzig wäre, wäre es vermutlich ganz anders. Aber da ich in einer Zeit aufgewachsen bin, in der bloßes Schwul-Sein strafbar war, habe ich mich mein ganzes Leben lang angepasst. Und das steckt dann in einem drin. Da mögen sich die Gesetze ändern, nun sind eingetragene Partnerschaften, Heiraten, Adoptionen usw. möglich, und ich bin natürlich dafür, dass es das gibt: "Gleiches Recht für alle"; aber ich selbst würde es nicht mehr machen. Weil ich auch heute noch, trotz allem, dieses angepasste und unauffällige Leben leben möchte.

*Und hattest Du auch längere Beziehungen?*

Ich hätte mir eine längere Beziehung gewünscht, aber es ist immer in die Brüche gegangen. Es gab auch von der anderen Seite immer die Angst, entdeckt zu werden. Auch später, bis in die 80er Jahre.

*Aber in den 80er Jahren gab es doch schon vielfach Outing. Ich kann mich erinnern, dass es mit einigen Prominenten Ärger gab, weil Praunheim sie öffentlich geoutet hatte und zwang, Stellung zu nehmen.*

Das hat erstmal für mich nichts geändert. Man hatte zu viel zu verlieren, und daher die Angst.

*Was genau hatte oder hat man zu verlieren?*

Du gehst davon aus, Dein Chef erfährt davon, und Du verlierst Deinen Job.

*Aber man kann aus vielen Gründen seinen Job verlieren.*

Zu der Zeit war das nicht so. 1970 hatte man Arbeitsverträge auf Lebenszeit, die heutige Unsicherheit gab es nicht. Ein Job ging bis zum Lebensende. Wie viele Leute haben in Lippstadt als Lehrlinge bei der HELLA angefangen und arbeiten dort bis zur Rente! Und das ist immer noch so, ich habe bis heute Angst, in Lippstadt gemobbt zu werden und womöglich meine Arbeit zu verlieren.

*Am schönsten wäre es, man müsste nicht darauf aufmerksam machen und darum kämpfen oder deshalb Angst haben, sondern man könnte einfach man selbst sein. Man wäre nur im Bett anders, und diese Vorlieben gehen niemand etwas an.*

Ja. Ich hätte mir einen Partner für immer oder für länger gewünscht, und dann, zu zweit, hätte ich vielleicht den Mut gefunden, mich anders zu verhalten, "wir zwei gegen den Rest der Welt". Aber nicht allein. Ich habe nie den Richtigen gefunden; es waren alles auch Männer, die Angst hatten.

*Aber wer oder was hat Dir geholfen? Wo war ein Beistand?*

Von der Familie hatte ich keine Hilfe. Mein enger Bekanntenkreis weiß Bescheid. Ach, ich bin einfach zu früh geboren... Zwanzig Jahre später wäre gut gewesen. Dann wäre alles anders gewesen. Für mich. Dann wäre ich auch mutiger gewesen. Obwohl – nicht hier in Lippstadt. In Lippstadt... Dieses Jahr finden wegen Corona ja keine Schützenfeste statt. Aber geh mal nach Bökenförde oder Esbeck auf's Schützenfest und sprich dieses Thema an.

*Hast Du das versucht?*

Um Himmels Willen, nein! Aber das weiß ich. Bei den Bemerkungen fällst Du auf's Kreuz und denkst, Du bist auf einer Zeitreise ins Dritte Reich. Und darum hänge ich das nicht an die große Glocke. Aber nicht nur im Schützenverein. Wenn ich meinem Chef gesagt hätte, ich bin schwul, hätte der mich mit Sicherheit gar nicht erst genommen.

*Wenn Du Dir vorstellst, Du wärst jetzt achtzehn, zwanzig. Du wärst in Lippstadt aufgewachsen. Würde es Dir, wenn Du nicht weggehst, noch genauso ergehen?*

Im Grunde ja. Es hat sich vielleicht ein bißchen geändert. Es ist eben nicht mehr strafbar wie damals.

*Das Strafgesetzbuch definiert nicht die einzigen Strafen, die man sich vorstellen kann. Soziale Bestrafung wie Ächtung, üble Nachrede, Kündigung gibt es ja auch.*

Ein bißchen was hat sich verändert durch die geänderte Gesetzeslage. Und wenn man Friseur ist und die Damen der Gesellschaft frisiert, dann geht es vielleicht auch noch, dann darf man mit einem festen Freund zusammenwohnen, das ist vielleicht in Ordnung. Aber wenn ich z. B. bei der Stadt arbeite, im Einwohnermeldeamt oder so, und bin schwul, dann hätte ich auch meine Schwierigkeiten.

*Aber in bestimmten Berufen wäre man auch in Lippstadt zumindest gelitten. Das wäre Mitte der 60er noch nicht der Fall gewesen. Also als Florist, Künstler...*

Ja, aber warum sollen Schwule keine guten Ingenieure sein? Das gibt es ja auch.

*Man wählt, wie mir scheint, vor allem auch Berufe, in denen man selbständig werden kann. In denen man nicht dem aggressiven Mobbing von lauter heterosexuellen Mitarbeitern ausgesetzt ist.*

Ja, in der Fabrik ist es schwieriger als in einem Friseur- oder Klamottenladen, der dir selber gehört. Da kommen die Leute trotzdem, weil ja auch das Klischee bedient wird, dass die Schwulen Geschmack haben. Oft trifft das ja sogar zu.

*Gegen guten Geschmack ist ja erstmal nichts einzuwenden. Aber auch als Kunden sind die Schwulen gern gesehen. Wer gerne konsumiert, ist ein gern gesehener Kunde. Und die Schwulen sind eine kaufkräftige und konsumfreudige Gruppe. Hast Du denn, was Deine Vorlieben beim Einkaufen angeht, auch einen Hang zu bestimmten schwulen Klischees? Oder spielst damit? Was sind z. B. Deine musikalischen Vorlieben?*

Ja, Oper, Musical, aber nicht alles. Bestimmte Frauen, die schwule Ikonen sind, gefallen mir schon auch. Marlene Dietrich, Shirley Bassey, Bette Middler, Zarah Leander...

*Die Leander wird viel imitiert von Travestiekünstlern. Gibt es so etwas in Lippstadt? Travestie?*

Um Gottes Willen. Das gehört zum Großstadtleben.

*Das heißt, man ist in Lippstadt alles in allem nach wie vor zu einem Doppelleben gezwungen. Vielleicht wäre es anders, wenn man aus betuchtem Hause käme...*

... dann bleibst Du aber auch nicht in Lippstadt. Wenn Du es Dir leisten kannst, bist Du schon lange werweißwo, aber nicht hier.

*Aber gibt es nicht vielleicht irgendeine LGBTQ-Initiative, ein wöchentliches Meeting, vielleicht bei der kirchlichen Jugend, eine Selbsthilfegruppe...*

Nicht, dass ich wüsste. Schön wär's. Aber wie gesagt: Wer als Jugendlicher feststellt, dass er anders ist, der geht von Lippstadt weg, der bleibt nicht hier.

*Wenn man das mal etwas allgemeiner fasst und nicht auf die sexuelle Orientierung beschränkt, dann fehlen ab einem bestimmten Alter, also ab 18, 20, 22 in Lippstadt, oder besser: in einer Stadt wie Lippstadt, bestimmte Farben. Weil die, die etwas anderes wollen, die andere Vorstellungen haben, weggehen. Weggehen müssen. Wie könnte Deiner Ansicht nach ein Ansatzpunkt aussehen, damit solche Leute bleiben oder wiederkommen oder auch, um Leute von außerhalb nach Lippstadt einzuladen? Weil Lippstadt ist an sich ja sehr lebenswert, eine schöne Stadt, man hat alle Angebote, es gibt viel Grün, es gibt das viele Wasser...*

Wir machen aus dem Stiftspark ein queeres Zentrum!

*Die Stiftsruine wird ein Open Air Travestieclub, und aus dem Remter machen wir einen Darkroom! (Lachen.)*

Ja, und das Ganze nennen wir "Buntstift Lippstadt"!

**Ich bedanke mich sehr herzlich bei Andreas S. für das offene Gespräch.**

**28.6.**

mit den kindern  
bäume umarmen

flüsse und teiche durchschwimmen  
violette lacktrichterlinge suchen  
hütten aus paletten bauen  
selbst fischstäbchen machen  
einen toten vogel bestatten

mit den kindern  
zum unkenpfuhl gehen  
und zur zaubereiche  
pflifferlinge finden im zauberwald  
fledermäuse beobachten  
im regen duschen  
schatten laufen lassen

mit den kindern  
rudern lernen  
unterwasserbilder machen  
ein museum eröffnen  
mit federn knochen steinen holz  
einen schwarzkäfer streicheln  
ein bild schaffen aus ufermüll

mit den kindern  
wolkentiere finden  
gänseblümchen essen  
bockshornklee probieren  
johannisbeermarmelade einkochen  
parasolschnitzel braten  
walderdbeeren pflücken

mit den kindern  
baumgesichter finden  
haselruten schnitzen  
wiesenblumen trocknen  
vierblättrige kleeblätter finden  
die haare im see waschen  
glühwürmchen zählen

*langweilig  
vom hammer zerbeult  
fortnite rules  
superhelden & animation  
auch ich vor dem bildschirm  
mit den kindern  
das handy in reichweite*

*besserwissen allein hat noch keinem geholfen  
den rest erledigt corona*

## 29.6.

Dokumentarfilm "I Am Not Your Negro" über James Baldwin: ein kurzer Ausschnitt eines Podiumsgesprächs 1963 (angekündigt als "unrehearsed discussion"), an dem neben Baldwin auch Marlon Brando, Joseph Mankiewicz, Sidney Poitier, Charlton Heston und Harry Belafonte teilnehmen. Es geht um den Marsch auf Washington am 28. August 1963.

Die gesamte Aufzeichnung findet sich [HIER](#). Das halbstündige Gespräch findet am selben Tag statt, alle haben an der Veranstaltung teilgenommen.

Fußnote 1: Es ist keine Frau anwesend.

Fußnote 2: Alle sind überaus ernsthaft; man hat den Eindruck, dass sie die Kamera bzw. die Tatsache, sich in einem audiovisuellen Medium zu befinden, schlicht ignorieren. Kein Buhlen um Aufmerksamkeit, keinerlei oberflächlicher Entertainment-Faktor, kein Kamera-Gebuhle, nichts. Es wird einfach gesprochen.

Der Moderator David Schoenbrun fragt in die Runde, ob man - bei aller Notwendigkeit der Bewegung - sich nicht gleichzeitig darüber im Klaren sein müssen, dass man in einem Land lebe, in dem diese Bewegung *möglich* sei; in Russland, China oder in Diktaturen in Südamerika sei das nicht der Fall.

Baldwin ist es, glaube ich, der sagt, dass, solange es irgendwo in der Welt jemand gebe, der unterdrückt sei, die gesamte Menschheit diese Unterdrückung in sich trage.

Fast 60 Jahre später hatten die USA einen schwarzen Präsidenten. Aus weithin unverständlichen Gründen schloss sich das politische Desaster an, das heute die USA dominiert und den Namen Trump trägt.

Die derzeitige Bewegung in den Staaten ist schon wieder aus den Schlagzeilen verschwunden. Vielleicht ist das einer der größten Unterschiede zu 1963. Die Allgegenwart der Medien und damit der "real time"-Gegenwart hat Konzentration nahezu unmöglich gemacht. Wir leben nicht in einer schnellebigen Zeit, wir leben vor allem in der Zerstreuung.

Ein Link führt zu einer Dokumentation des Marsches auf Washington, so viel Bewegung, so viel Empörung, so viel Hoffnung. Und immer wieder das Lied "We Shall Overcome", das noch in den Siebzigern in Lippstadt begeistert gesungen wurde. Was für die Allgegenwart der Medien und das Zeitalter der Zerstreuung gilt, gilt auch hier: Die Lieder sind verschwunden. An ihre Stelle traten persönliche Vorlieben und Gruppen-Identitäten auf der Grundlage eines gemeinsamen Musikgeschmacks. Listen bei Youtube und Spotify. Die Welt singt nicht mehr.

*Heimat* kann keine relevante Dimension sein, solange irgendwo jemand unterdrückt ist und leidet. Oder besser: Ein Recht auf *Heimat* kann nur erworben werden, indem man es jedem\*r zu zugesteht, ganz gleich wem, ganz gleich wo, ganz gleich wann. *Heimat* kann heute nur der Heimatplanet sein. Alles passiert überall zugleich, alles ist mit allem verknüpft, alle sind für alles verantwortlich, und wir haben keine Wahl.

### 30.6.

"heimat.kunden" am 30. juni.

halbzeit, wie es immer heißt.

der blog ist zur hälfte gefüllt, geschafft, geschrieben, fotografiert.

auf fast alle elemente von direkter öffentlichkeit und von mir behaupteter "sozialer plastik" musste ich bis heute verzichten. alles wurde abgesagt, verschoben, verändert, in frage gestellt.

so schwer, schon vorbereitete, halb organisierte, finanzierte vorhaben aufzugeben und durch andere konzepte zu ersetzen.

alles von vorn.

woher immer wieder die energie, die schubkraft, die freude, die überzeugung nehmen, um die sache voranzubringen.

was hätte stattfinden sollen: konzerte, salons mit gesprächsgästen, lesungen u. v. m.

was fand statt: nichts.

kaum die direkte öffentlichkeit, die ich mir gewünscht hatte.

kaum diskussionen. kaum kontakt.

viel zeit zum nachdenken, recherchieren, lesen. manchmal mehr, als einem lieb war.

man fühlte sich wie ein schüler, zum homeschooling verdonnert.

das ergebnis ist ein viel umfangreicherer blog als geplant, sind aberhunderte von fotografien, ebenfalls viel mehr als geplant, und ist ein reflektieren über heimat, das viel direkter politisch ausfällt als geplant.

corona hat die "heimat.kunden" schwer gebeutelt, aber einiges neue auch erzwungen.

wenn man ein jahr an einem thema/projekt arbeitet, sich hineinwühlt, darüber diskutiert, sich aussetzt, neue wendungen erlebt, von neuen gedanken oder auch nur neuen formulierungen bestürmt wird, –

wenn gleichzeitig vieles, was man vorausschauend sich vorgenommen hat, einfach zusammenbricht, scheitert, stirbt, zur untätigkeit verdammt ist, rohrkrepierer, fehlgeburt, –

wenn die gegenwart in unvorhersehbarster weise unvorhersehbar wird und man sich damit auseinandersetzen muss, jederzeit in jeder hinsicht zu improvisieren, –

wenn sie wöchentlich, täglich, stündlich bedingungen für die arbeit ändern, –

wenn auch die nähere und weitere zukunft für uns als künstler mehr als dunkel, ja düster erscheint, –

was tun?!

was tun.

in vorbereitung für den herbst und weit bis ins jahr 2021 sind:

– nach wie vor: lesungen und konzerte in den häusern der stadt,

– installation der "heimat.kunden" in der jakobikirche,

– mitwirkung an ersten öffentlichen veranstaltungen in der lippstädter synagoge,

– klang-erforschung vergessener lippstädter orte, dokumentation auf der webseite,

– konzerte und klangereignisse in möglichst allen lippstädter kirchen und gotteshäusern,

– open air ereignisse,

– die erste lippstädter klangnacht in der jakobikirche,

– gespräche und salons als video-reihe auf der webseite,

– der hör-salon im stadtmuseum.

vieles, oder besser: alles wird sich ändern.  
vieles wird kurzfristig, spontan und improvisiert stattfinden müssen.  
oder ganz anders als geplant.  
zum glück sind sich auch alle partner und förderer der situation bewusst, die uns alle  
ereilt.

offenes, öffentliches nachdenken über "heimat": das ändert sich nicht.  
*stay tuned.*